

Johannes Huinink

Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie

Taking stock: Empirical sociological research on the family

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird, notgedrungen selektiv, der derzeitige Stand der soziologischen Familienforschung beleuchtet und es werden einige Schlussfolgerungen zu zukünftigen Aufgaben abgeleitet, denen sich die Familiensoziologie zu stellen hat. Das Forschungsprogramm der Familiensoziologie wird näher bestimmt. Darauf bezogen wird ein kritischer Überblick über den Forschungs- und Diskussionsstand in den wichtigsten Forschungsfeldern gegeben. Einige Forschungsdefizite werden diagnostiziert. Die Bestandsaufnahme mündet in die Formulierung einer Reihe von wichtigen Herausforderungen familiensoziologischer Forschung. Dazu gehört, die Analyse der kulturellen und sozialen Determinanten der Familienentwicklung zu stärken, was nur durch einen Innovationsschub in der familiensoziologischen Empirie, eine noch stärkere interdisziplinäre Ausrichtung der empirischen Familiensoziologie und mehr international vergleichende Forschung erreicht werden kann. Inhaltlich sollte die Forschung zu den Leistungen und zur Leistungsfähigkeit der Familie unter verschiedenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stärker in den Vordergrund gerückt und eine engagierte Diskussion um die Zukunft der Familie initiiert werden.

Schlagerworte: empirische Familiensoziologie, Forschungsstand, Desiderata

Summary

In this article, we take a view on the current state of the art of empirical sociological research on the family and draw some conclusions concerning challenges of future research. We identify the main research topics of family sociology and provide a critical overview over the knowledge already gained and the scientific discourse in important fields of research. Deficits are addressed and future research topics are proposed. We need more research on cultural and social determinants of family dynamics, thus requiring an innovative thrust in research methods, more interdisciplinary openness and more comparative research. From the substantive point of view, more research is needed on the performance and the capabilities of families in modern societies. These research endeavours should be accompanied by a serious discussion about the future of the family.

Key words: empirical sociological research on the family, state of the art, desiderata

Zeitschrift für Familienforschung, 18. Jahrg., 2006, Heft 2

<https://doi.org/10.20377/jfr-322>



1 Einführung

Welches empirische Wissen haben wir über die Familie und ihren Wandel, wo liegen die Defizite? Was ist die Position der Familiensoziologie im Kanon der anderen Disziplinen, die Familienforschung machen? Was sind die Schlussfolgerungen aus einer entsprechenden Bestandsaufnahme für den zukünftigen Forschungsbedarf? Diese Fragen zu allen Aspekten der soziologischen Familienforschung im Detail beantworten zu wollen, wäre vermessen. Dennoch will ich versuchen, wenn auch notgedrungen selektiv, den Stand des soziologischen Beitrages zur Familienforschung zu skizzieren, um daraus einige Herausforderungen abzuleiten, denen sich die Familiensoziologie meines Erachtens zu stellen hat.

Vor einer solchen Bestandsaufnahme muss der Forschungsgegenstand selbst bestimmt werden. Ich widerstehe hier allerdings der Versuchung, über verschiedene Definitionen eines Familienbegriffs zu reflektieren und Vorschläge dazu vorzuführen. Dazu sei auf die Literatur verwiesen (vgl. z. B. Nave-Herz 2004; Lenz 2003 und Diskutanten). Ich werde mich im Folgenden auf die soziologische Forschung konzentrieren, die sich mit der Herstellung, Pflege und Auflösung von Eltern-Kind-Beziehungen und deren Auswirkungen auf gesellschaftliche Strukturen und Institutionen sowie die Lebensläufe der Gesellschaftsmitglieder beschäftigt. Neben der Forschung zu Eltern-Kind-Gemeinschaften, also Familienhaushalten, gehören auch die intergenerationalen Beziehungen in späteren Phasen des Lebens- und Familienverlaufs dazu. Die Existenz einer Elternschaftsbeziehung wird aber als konstitutives Moment einer Familie zugrunde gelegt. Ich werde nicht auf die beziehungssoziologische Forschung im engeren Sinne eingehen, die sich zunehmend als eigenes Forschungsgebiet aus der Familiensoziologie ausdifferenziert (Lenz 1998). Der Bezug zur Forschung über den Wandel der Lebensformen allgemein ist gleichwohl an vielen Stellen unausweichlich.

Im nächsten Kapitel werde ich das Forschungsprogramm der Familiensoziologie näher bestimmen. Ich gebe einen Überblick über die aus meiner Sicht wichtigsten Forschungsfelder. Im Anschluss daran gehe ich dieser Gliederung folgend auf die mir wichtig erscheinenden Teile des Forschungsstandes ein und benenne einige Defizite. Nach einem zusammenfassenden Resümee dieser Bestandsaufnahme schließe ich den Beitrag im letzten Kapitel mit thesenhaft vorgetragenen Schlussfolgerungen für die zukünftige Forschung der Familiensoziologie ab.

2 Forschungsfelder der empirischen Familiensoziologie

Um einen konkreten, aber systematischen Eindruck über das Feld der soziologischen Familienforschung zu vermitteln, nenne ich in der folgenden Aufstellung die aus meiner Sicht wichtigsten Forschungsthemen der Familiensoziologie. Sie stehen in einem engen Zusammenhang miteinander und sind nicht trennscharf voneinander abgegrenzt.

Gesellschaftliche Perspektive

(Lebens- und) Familienformen: Die Erforschung der Strukturen von Familien und ihres Wandels ist Teil der deskriptiven, familiendemographisch orientierten Familiensoziologie. Untersucht werden die Zusammensetzung und Größe, Vielfalt und Verteilung von Familienformen und -strukturen in der Bevölkerung, die nicht auf Familienhaushalte begrenzt sein müssen.

Sozialstruktur und Familie: Ein zentraler Bereich der strukturellen Analyse von Familienentwicklung beschäftigt sich mit der Wechselbeziehung zwischen Familie(nform) und sozialstrukturellen Merkmalen, insbesondere Merkmalen vertikaler und horizontaler sozialer Ungleichheit (Lebenslage, soziale Lage) der Familienmitglieder in einer Gesellschaft.

Familie als soziale Institution: Das Pendant zur strukturbezogenen Forschung thematisiert die soziokulturelle Dimension von Familie und deren Wandel. Die Familie wird als gesellschaftliche Institution untersucht, die durch kulturelle Leitbilder, ihr zugewiesene „Aufgaben“ und typische Muster einer Rollendifferenzierung unter ihren Mitgliedern, also die Art ihrer institutionellen Einbettung in die Gesellschaft charakterisiert ist. Auch den öffentlichen Diskurs über die Familie kann man unter diese Kategorie fassen.

Familie und gesellschaftliche Teilsysteme: Die Wechselbeziehung der Familie mit Einheiten und Akteuren gesellschaftlicher Teilsysteme (Markt, Staat und Öffentlichkeit, intermediäre Instanzen) ist ein weiteres zentrales Thema. Mindestens drei Aspekte sind zu unterscheiden:

- die Leistungen der Familien, mit denen sie zur Wohlfahrtsproduktion zugunsten der Gesellschaft und ihrer Mitglieder beiträgt.
- die Zumutungen gesellschaftlicher Instanzen Familien gegenüber
- die Leistungen gesellschaftlicher Instanzen für Familien.

Perspektive der familialen Beziehungsebene

Soziales Interaktionsgeschehen in der Familie: Die Familie wird als soziale Primärgruppe untersucht und als hoch interdependenter Handlungszusammenhang verstanden. Hier geht es um die „psychosoziale“ Dimension des sozialen Interaktionsgeschehens zwischen den Mitgliedern des Familienhaushalts.

Innerfamiliale Alltagsorganisation: Die arbeitsteilige Gestaltung des Alltags innerhalb des Familienhaushalts stellt die „instrumentelle“ Dimension der Organisation des Familienalltags und des gemeinsamen Haushaltens (innerfamiliale Arbeitsteilung und Alltagsorganisation) dar.

Erziehung und Sozialisation: Die Eltern-Kind-Beziehungen im jungen Alter der Kinder, in dem diese von der Pflege und dem Unterhalt durch die Eltern abhängig

sind, werden unter dem Gesichtspunkt von Erziehung und Sozialisation spezifischer von der Entwicklungsperspektive des Kindes her thematisiert.

Intergenerationenbeziehungen: Die Beziehungen zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern, welche die Beteiligten über ihr Leben begleiten, sind ein weiterer Untersuchungsgegenstand der Familiensoziologie.

Individualperspektive

Familienverläufe als Teil individueller Lebensläufe: Der Familienverlauf wird aus der individuellen Handlungsperspektive heraus untersucht. Man kann ihn als Teil der Wohlfahrtsproduktion im Lebenslauf individueller Akteure betrachten. Dazu gehören im Einzelnen Analysen:

- der Familiengründung, -erweiterung und -„erneuerung“ sowie der zugrunde liegenden Motivstrukturen unter den Akteuren (Auftreten und *Timing* von Geburten; Aufnahme von Pflegekindern, Reorganisation von Familien)
- der Familienauflösung und des Zerbrechens oder Scheiterns von Familien sowie der zugrunde liegenden Motivstrukturen unter den Akteuren (Auszug der Kinder, Trennung und Scheidung von Elternteilen).

Wahl von Lebensform und „Institutionalisierungsgrad“: Es geht um die Frage, in welche partnerschaftliche Lebensform die Elternschaftsbeziehungen eingebettet werden (eheliche oder nichteheliche Elternschaft).

Auswirkungen von Familien(verlauf) und Familienbeziehungen auf den Lebenslauf von Eltern und Kindern: Ein eigenes großes Untersuchungsfeld sind die Auswirkung des Familienverlaufs und des Familienalltags auf den Lebenslauf der Familienmitglieder, inklusive der Folgen von Trennung und Scheidung

Die Familiensoziologie allgemein und die empirische Familiensoziologie im Speziellen hat ihre eigene Geschichte, im Zuge derer sich die genannten Forschungsfelder herausgebildet und entwickelt haben sowie zu unterschiedlicher Bedeutung gelangt sind. Die empirische Forschung in den genannten Themenfeldern ist in der Familienforschung unterschiedlich komplex angelegt gewesen. Den daraus bezogenen Diskurs über die Familiensoziologie selbst hätte man als weiteres Forschungsfeld anführen können.¹ Ich werde hier nicht näher darauf eingehen, sondern nur wenige, zentrale konzeptuelle Grundsätze zu meiner Auflistung von Forschungsfeldern der Familiensoziologie ergänzen, welche in der theoretischen und empirischen Familienforschung mittlerweile zwar als obligatorisch gelten dürften, die aber in der Forschungspraxis noch nicht hinreichend umgesetzt sind.

¹ In den letzten Jahren sind dazu eine Reihe von hilfreichen Beiträgen und Erörterungen veröffentlicht worden, die ich für diesen Überblick selbst auch verwendet habe (Busch/Nauck/Nave-Herz 1999; Klein 2006; Kopp 1997; Lauterbach 2002; Nave-Herz 2004; Schmid 2002).

1. Zum theoretischen Anspruch familiensoziologischer Forschung ist zu sagen, dass die makrostrukturelle Analyse ohne Bezug auf die Verhaltensprozesse und Motivstrukturen der beteiligten individuellen und korporativen Akteure nicht zu vollständigen Erklärungen führen kann (Mikrofundierung), dass sie andererseits in besonderer Weise international vergleichender Studien bedarf. Man ist sich daher einig, dass
 - die Analyse der familialen Beziehungsebene nicht ohne Bezug auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen einerseits sowie die Ressourcen und Motivstrukturen der individuellen Akteure andererseits sinnvoll ist. Auch ist der soziale Beziehungskontext der Akteure zu beachten (soziale Netzwerke, soziale Einbettung).
 - die Analyse des Familienverlaufs auf der Individualebene als ein Teilbereich mehrdimensionaler, hochgradig interdependenter Lebensverläufe nicht ohne Bezug auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Einbettung in den sozialen Beziehungskontext, den partnerschaftlichen Beziehungskontext sowie die Ressourcen und handlungsbezogenen Motivstrukturen der individuellen Akteure erschöpfend zu erbringen ist.
2. Mittlerweile ist in der empirischen Familienforschung unbestritten, dass der Zeitbezug auf allen Ebenen der empirischen Analyse unverzichtbar ist. Auf der Makroebene verweist er auf den sozialen Wandel der strukturellen und institutionellen Einbettung der Familie in die Gesellschaft, auf der familialen Beziehungsebene auf die Familiengeschichte und auf der Individualebene auf den individuellen Lebensverlauf. Die intergenerationale Beziehungsebene verschränkt in spezifischer Weise die individuell sedimentierten Erfahrungen der Eltern- und Kindergeneration miteinander (Transmissionseffekte). Die Familie ist der Ort, an dem neue Erfahrungswelten geschaffen werden, indem alte Erfahrungswelten transportiert und durch die Eigendynamik der Beziehungs- und Handlungsprozesse transformiert werden. Die Familie ist damit ein zentraler Ort gesellschaftlicher Entwicklungsdynamik und ein Ort der Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft.
3. Der internationale Vergleich kann erst den Wandel der Familie und die Diversität von Familie in allen Facetten und Varianten verdeutlichen und verständlich machen. Hier ist wiederum die strukturelle und die sozio-kulturelle Dimension zu unterscheiden, sowie eine Differenzierung nach makro- und mikroanalytisch angelegten Studien sinnvoll.

3 Zum Stand der empirischen Familiensoziologie in den Forschungsfeldern

In einem Durchgang durch die genannten Themenfelder stelle ich schwerpunktartig einige Aspekte vor, die aus meiner Sicht den Stand der empirischen Familienforschung charakterisieren. Dabei gehe ich kritisch auf dominante Thesen des familiensoziologischen Diskurses ein und verweise auf einige Forschungsdesiderata.

3.1 Makroperspektive

3.1.1 Analysen des Wandels der Familienformen

Die inhaltliche Diskussion der Forschung um den Wandel der Familienformen wird in Deutschland von der These einer Pluralisierung der Lebens- und Familienformen beherrscht.² Die Pluralisierungsthese ist für mich ein Paradebeispiel für eine Argumentation, die, einem vereinfachten Bild einer sich fortschreitend modernisierenden und individualisierenden Gesellschaft folgend, kurzschlüssige Folgerungen zieht (vgl. Nave-Herz 1997). Diese werden weithin als augenscheinlich so plausibel akzeptiert, dass man sich nicht präzise klar macht, was Pluralisierung eigentlich bedeutet. Dabei ist das Verhältnis von fortschreitender Modernisierung, Individualisierung und Pluralisierung komplizierter, als es den Anschein hat. Individualisierung kann, muss aber nicht Pluralisierung nach sich ziehen, sie kann auch mit Standardisierungen einhergehen (Huinink/Wagner 1998). Historisch neue Familienformen sind nicht in Sicht. Die Entstehungs- und Entwicklungslogik von Familienformen hat sich gewiss verändert. Als Phänomen muss Standardisierung aber nicht verschwinden und neue Standardisierungen können entstehen. Ein Beispiel dafür ist der Sachverhalt, dass heute fast alle jungen Leute, bevor sie – wenn überhaupt – heiraten, mit einem Partner oder einer Partnerin in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft leben. Pluralisierung kann auch als reines Übergangsphänomen auftreten. Die Verlage-

2 Der Wandel der Familienformen und deren sozialstrukturelle Differenzierung sind mittlerweile relativ umfassend beschrieben. Es liegen Datenquellen aus der amtlichen Statistik vor, die für die Familienberichterstattung an Bedeutung gewonnen haben. Der Mikrozensus erweist sich als eine wertvolle Datenquelle für die Familienforschung, vor allem seitdem die erwachsenen und minderjährigen Haushaltsmitglieder relativ eindeutig in ihren Beziehungen zueinander identifiziert werden können (Niemeyer/Voit 1995; Kreyenfeld 2001; Engstler/Menning 2003; Peuckert 2005). Familienstrukturen, die über den Haushalt hinausreichen, sind damit statistisch nicht zu erfassen. Die aktuelle Diskussion hat deutlich gemacht, dass die amtliche Statistik in Deutschland noch grundlegende Defizite aufweist. Wichtigster Kritikpunkt ist, dass wir keine Möglichkeit haben, auf der Basis amtlicher Massendaten die Kinderlosigkeit unter Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland zuverlässig zu schätzen.

Eine große Bedeutung für die Erforschung der Familienformen haben daher Erhebungen der empirischen Sozial- und Familienforschung gewonnen, die auf vielfältige Weise eine dichte familienrelevante Berichterstattung erlauben. Ich nenne die *Family and Fertility Surveys* (FFS) (Festy/Prioux 2002), die international vergleichende Forschung erlauben und angeregt haben (Roloff/Dorbritz 1999; Andersson/Philipov 2002), in Fortsetzung dessen die *Generations and Gender Surveys* (GGS), die wie die FFS im Rahmen des internationalen *Gender and Generations Programme der United Nations Economic Commission for Europe* der Vereinten Nationen koordiniert werden (Hoem et al. 2000; Hullen 2005; Spielauer 2004), die deutschen Familiensurveys (Bien 1996; Bien/Marbach 2005), das Sozio-oekonomische Panel (Frick/Schneider 2004) und seine ausländischen Counterparts (*European Community Household Panel*; vgl. Peracchi 2002), die Berliner Lebensverlaufsstudie (Huinink 1995) oder den ALLBUS von ZUMA (Koch et al. 2001).

rung des Familiengründungsalters, die sich zwischen den Geburtsjahrgängen 1945 und 1960 vollzogen hat, ist ein Beispiel dafür.³

Mittlerweile gibt es Beiträge, die der Pluralisierungsthese empirisch genauer nachgehen. Es wird präziser definiert, was man unter Pluralisierung zu verstehen hat und wie sie gemessen werden kann (Wagner/Franzmann 2000). Brüderl und Klein (2003) unterscheiden zwischen einer Pluralisierung der Sozialstruktur und der Pluralisierung von Lebensläufen. Erstere soll heißen, dass die Verteilung der Lebensformen in der Abfolge von Kalenderjahren oder im altersspezifischen Kohortenvergleich heterogener wird. Sie bewegt sich in der Tendenz auf eine statistische Gleichverteilung zu.⁴ Analysen auf der Grundlage von Zeitreihen aggregierter Querschnittsverteilungen von Lebens- und Familienformen weisen bei Familienformen auf schwache Anzeichen einer Pluralisierung hin (Huinink/Wagner 1998; Wagner/Franzmann 2000). Das kann auf den Zuwachs der nichtehelichen Familien zurückgeführt werden.

Betrachtet man die Verteilungen von Lebensformen in verschiedenem Alter und im Kohortenvergleich, wie Brüderl und Klein das mit dem Familiensurvey 2000 gemacht haben, kann man für die Phase ab dem Alter 25 von einer Zunahme der Heterogenität partnerschaftlicher Lebensformen ausgehen (Brüderl/Klein 2003). Brüderl und Klein können auch bezogen auf Abfolge von Lebensformen im Lebensverlauf Pluralisierungstendenzen bestätigen.⁵ Eine Differenzierung nach Lebens- und Familienformen haben sie nicht vorgenommen.

Bezogen auf Familienformen hat sich eine weitere These etabliert, die empirisch relativ gut abgesichert ist: die Polarisierungsthese. Sie behauptet eine Spaltung der westdeutschen Bevölkerung in einen familienfernen Teil ohne Kinder und einen Teil, der eine Familie mit dann in der Regel auch mehr als einem Kind hat (Strohmeier 1993; Huinink 2002). Die Familienorientierung der Frauen und die ökonomische Situation des Partners erhöht die Wahrscheinlichkeit, zu der zweiten Gruppe zu ge-

3 Ohnehin stellt die diagnostizierte Pluralität von Lebens- und Familienformen keine historisch neue Situation dar. Es sind kaum neue Formen von Familien und Zusammenleben entstanden oder in Sicht, wie oft unterstellt wird. Außerdem war eher die vergleichsweise geringe Vielfalt von Familienformen in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, die mit stark normierten Familienbildern einherging, eine historische Besonderheit. Ein aktueller Pluralisierungstrend ist eher der Weg zur historischen Normalität, in eine „erneute“ Unübersichtlichkeit, wenn man so will.

4 Das Ausmaß der Pluralität von Familienformen kann dann durch geeignete Größen, wie die Entropie, gemessen werden, welche von dem Abstand der vorgefundenen Verteilung von Familienformen von einer Gleichverteilung abhängen.

5 Die Pluralisierung von Lebensläufen betrachten Brüderl und Klein weiterhin im Hinblick auf die zeitliche Dominanz von Lebensformen, die Varianz des *Timing* von Lebensformwechseln, die Zahl von Lebensformwechseln und den Grad der Abweichung der Lebensformsequenzen von einem traditionellen Standardmuster in den Lebensverläufen von Befragten (Brüderl/Klein 2003). Der letzte Indikator ist gleichwohl kein guter Ausweis für Pluralisierung, da ihm neue Standardisierungen entgehen. Man kann diesbezüglich noch einmal auf den Befund verweisen, dass die nichteheliche Lebensgemeinschaft vor der Ehe zum Standard geworden ist. Außerdem gibt es einen Trend weg von der Ehe, aber nicht weg vom Leben in einer Partnerschaft (Klein 1999).

hören (Kreyenfeld 2002). Ein internationaler Vergleich zeigt, dass die Polarisierung in solchen Ländern zu beobachten ist, wo es um die Vereinbarkeit zwischen Mutterschaft und Erwerbstätigkeit schlecht bestellt ist (Huinink 2002).

Befürwortern der Pluralisierungsthese kritisieren an der empirischen Analyse der Vielfalt von Lebens- und Familienformen und ihres Wandels, dass die Messkonzepte der Familiensoziologie und -demographie immer noch zu sehr von dem traditionellen Familienbild der Mitte des 20. Jahrhunderts ausgehen. Die wahre Vielfalt der Familienformen und damit die Dynamik des Wandels bleibe damit untererfasst, so das Argument von Elisabeth Beck-Gernsheim, die damit ihre Thesen zu den Implikationen der Individualisierung für den Wandel der Familien gegen empirische Befunde verteidigt, die eher von einer weitgehenden Stabilität ausgehen (Beck-Gernsheim 1998: 32 f.). In der Tat ist das Instrumentarium, mit dem wir heute Lebens- und Familienformen statistisch identifizieren, noch unterentwickelt. Vorschläge zu neuen Konzepten gibt es, wenn man etwa an den Begriff der multilokalen Mehrgenerationenfamilie von Bertram denkt (Bertram 2002; Lauterbach 2004). Die räumliche Dimension wurde in einer Familienforschung, die stark auf den Familienhaushalt fokussiert war, zum Beispiel sehr vernachlässigt. Dieses wird in Zukunft kaum noch möglich sein, wie Bertram überzeugend argumentiert. Auch die Folgen der verringerten Stabilität von Familien, deren Mitglieder sich häufig in neuen Familien reorganisieren, wird mit dem gängigen statischen Instrumentarium zu wenig berücksichtigt (Beck-Gernsheim 1998). Die Soziologie nicht-konventioneller Familienformen ist zwar den Kinderschuhen entwachsen, aber unterentwickelt (Bien/Schneider 1998; Bien/Hartl/Teubner 2003; Burkart 1997; Klein/Lauterbach 1999; Nave-Herz/Krüger 1992; Peuckert 2005; Schneider/Rosenkranz/Limmer 1998; Schneider et al. 2002).

3.1.2 Sozialstruktur und Familie

Ein wichtiger Differenzierungsschritt der strukturellen Analyse von Familien(formen) ist die Berücksichtigung von sozialstrukturellen Merkmalen (Geschlecht, Alter, Staatsangehörigkeit, Migrationshintergrund, Wohnregion, Erwerbsstatus) und zentralen Dimensionen sozialer Ungleichheit (Bildung, Einkommen, Sozialbeziehungen). Der Zusammenhang von Geschlecht, Alter, Staatsangehörigkeit bzw. ethnischer Zugehörigkeit und Erwerbsbeteiligung mit der Familienentwicklung und Familienform wird auf der Makroebene in Form von deskriptiven Verteilungen und demographischen Raten dargestellt (Engstler/Menning 2003). Sie stellen die Domäne der Familiendemographie dar, die sowohl von Daten der amtlichen Statistik als auch aus der empirischen Sozialforschung bedient wird.

Es sei angemerkt, dass die Männer im Gegensatz zu den Frauen in der Familien- und Lebensformstatistik bisher kaum eine eigene Rolle spielen (Tölke/Hank 2005; Eckard/Klein 2006). Dem liegt nicht nur der Umstand zugrunde, dass die Datenlage häufig keine differenzierten Darstellungen zu den Männern zulässt. Der Anteil des Verhaltens der Männer und ihrer Lebensplanung an der Familienentwicklung wird überdies sträflich unterschätzt. Man kann das auf theoretische Modelle zurückführen, die Kinder für die Kosten-Nutzen-Abwägung der Männer als weitgehend neutral an-

sehen (vgl. Hank/Tölke 2005). Dieses dürfte aber eine kaum mehr zu haltende Annahme sein, obschon das Wissen dazu sehr lückenhaft ist.

Auch der Forschungsstand zu ausländischen Familien in Deutschland ist trotz der zunehmenden Zahl an Arbeiten zu diesem Thema vergleichsweise schlecht (Bade et al. 2000; Nauck 2002). Es muss nicht betont werden, dass auch dieser Umstand angesichts der aktuellen Entwicklungen sehr beklagenswert ist.

Die kausalanalytische Forschung zum Zusammenhang der genannten Merkmale und der Familienentwicklung ist nahezu vollständig zu individualbasierten Modellierungen übergegangen. Dafür gibt es zahlreiche gute Gründe. Bis heute gibt es aber beispielsweise ökonometrische Modelle des Zusammenhangs von Erwerbsquoten von Frauen und Geburtenraten. Diese Forschungstradition wurde durch innovative Beiträge belebt, auch wenn der erklärungsbezogene Erkenntnisgewinn beschränkt bleiben sollte (Engelhardt/Prskawetz 2004; Engelhardt/Kögel/Prskawetz 2004).⁶ Die Analysen wurden unter anderem durch den Befund motiviert, dass sich die ökologische Korrelation zwischen den Erwerbsquoten von Frauen und der zusammengefassten Geburtenziffer verschiedener europäischer Länder von einem negativen Wert zu einem positiven gewandelt hat (vgl. auch Brewster/Rindfuss 2000).

Zur Sozialstrukturanalyse der Familie gehört auch der Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Familienentwicklung. Grundsätzlich stehen alle Dimensionen sozialer Ungleichheit in einem Wechselverhältnis zur Familienentwicklung. Man kann zum einen untersuchen, wie sich die Lebenslage von Menschen auf die Familienentwicklung auswirkt. Umgekehrt sind die Folgen der Familienentwicklung für die Lebenslage der Familienmitglieder Gegenstand familiensoziologischer Forschung. Hradil unterscheidet drei Gruppen von Dimensionen sozialer Ungleichheit: den „ökonomischen“ (Macht, Einkommen, Bildung und Humankapital, Prestige), den „wohlfahrtsstaatlichen“ (soziale Sicherheit, Arbeits- und Lebensbedingungen, Gesundheit und gesellschaftliche Partizipation) und den „sozialen“ Dimensionen (soziale Beziehungen und soziales Kapital, soziale Rolleneinbindung, soziale Diskriminierung) (Hradil 1987: 147). Betrachtet man soziale Ungleichheit unter diesen verschiedenen Aspekten, lassen sich gleich eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten zur Familie finden, die zum Teil widersprüchlich, zum Teil einander ergänzend sind. Sie bieten die Möglichkeit für eine differenzierte Analyse der sozialstrukturellen Relevanz von Familie. Das Potential einer entsprechenden Forschung ist nicht annähernd ausgeschöpft.

Die Auswirkungen von Humankapital, beruflicher Stellung, Einkommens oder Vermögensverhältnissen von Menschen auf die Familienentwicklung haben im Zentrum der makro- und mikro-orientierten Forschung zur Familienentwicklung gestanden. Es gibt in diesem Zusammenhang einen Punkt, auf den ich an dieser Stelle eingehen will. Familienbeziehungen stellen als Teil des sozialen Kapitals von Individuen Aspekte der sozialen Dimension sozialer Ungleichheit dar. Wir wissen zudem, dass sich Familienbeziehungen durch eine spezifische Qualität auszeichnen, die nicht ohne weiteres in anderen sozialen Beziehungen zu realisieren ist (Huinink 1995). Familienlosigkeit ist dann ein spezifischer Aspekt sozialer Ungleichheit. Sie wird

6 Engelhardt, Kögel und Prskawetz (2004) können mit ihren international vergleichenden Analysen zeigen, dass es negative Effekte in beide Richtungen gibt, wobei sich der negative Zusammenhang zwischen Erwerbsquote und Geburtenniveau über die Zeit abschwächt.

bislang kaum unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. Genau das scheint mir aber geboten zu sein. Wir wissen, dass Männer ohne Berufsausbildung und mit schlechten Erwerbs- bzw. Einkommenschancen eine vergleichsweise schlechte Position im Partnermarkt haben. Sie gründen später eine Familie und bleiben zu einem höheren Anteil kinderlos. Es gibt Anzeichen dafür, dass sich ein ähnliches Muster auch bei den Frauen ausbildet (Huinink 1995; Schütze 1992). Wenn wir die Realisierung gelingender Elternschaft als ein erstrebenswertes Lebensziel und damit als einen Aspekt der sozialen Dimension sozialer Ungleichheit ansehen, erhebt sich die nicht hinreichend untersuchte Frage, ob wir Matthäus-Effekte beobachten können, wonach materielle und „familiale“ Deprivation in einem Steigerungsverhältnis zueinander stehen und kumulieren. Das kann man allein bezogen auf die Chancen, eine eigene Familie zu realisieren, untersuchen. Man kann es auf die Frage ausweiten, ob und inwieweit sich materielle und andere Dimensionen der Lebenslage von Familien auf die Realisierungschancen eines befriedigenden Familienlebens als individuelles Wohlfahrtsziel auswirken.

Der Forschungsstand zu den Auswirkungen von Familienentwicklung auf die Lebenslage der Familienmitglieder hat sich in den letzten Jahrzehnten verbessert und ausdifferenziert, blieb aber auf klassische Dimensionen sozialer Ungleichheit konzentriert. Die Befunde bestätigen, dass Familienhaushalte aus unterschiedlichen Gründen im Vergleich zu Nichtfamilienhaushalten erhebliche materielle Einbußen zu verzeichnen haben. Mikrozensus-Analysen etwa zeigen, wie sich die Einkommenssituation von Partnern nach der Familiengründung verschlechtert, wenn die Mutter die Erwerbstätigkeit aufgibt oder einschränken muss.⁷ Das Pro-Kopf-Einkommen von Haushalten sinkt mit steigender Kinderzahl und das Armutsrisiko steigt. Kinderarmut ist ein verbreitetes Phänomen (Butterwegge 2000; Klocke/Hurrelmann 2001). Auswertungen des Sozio-oekonomischen Panels weisen ein vergrößertes Armutsrisiko für Familien mit mehr als zwei Kindern aus. Auch die Familienform ist relevant. Die Gruppe der Alleinerziehenden stellt schließlich den Bevölkerungsteil mit den höchsten Armutsquoten (Datenreport 2004; vgl. Dorau 2004).

Weniger umfassend beantwortet ist die Frage, wie sich der Familienstatus auf andere Dimensionen sozialer Ungleichheit auswirkt: die Bedingungen der Freizeitgestaltung, das Wohnumfeld, das Arbeitslosigkeitsrisiko bzw. die Wiedereinstiegchancen in den Arbeitsmarkt, Gesundheit, gesellschaftliche Teilhabe, soziale Netzwerke, Diskriminierung etc. Die Tatsache, dass die soziologische Familienforschung hier eher rudimentäres Wissen vorweisen kann, ist angesichts der aktuellen Diskussionen um die Zukunft der Familie erstaunlich (Bien/Rathgeber 2004). Sie zeigt auch, wie eingegrenzt diese Diskussion ist, wenn sie sich vornehmlich auf die Frage der Einkommenssituation und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf beschränkt.

7 Der größte Einschnitt erfolgt mit der Familiengründung, die Familienerweiterung geht absolut betrachtet kaum mit weiteren Einbußen, aber auch mit keinen nennenswerten Verbesserungen der Einkommenssituation einher. Die Einkommensdifferenz zu Ehepaaren ohne Kinder ist bis hin zur Phase, in der die Kinder das Elternhaus verlassen, hoch. Dabei ist nicht berücksichtigt, inwieweit für die Kinder nach dem Verlassen des Elternhauses noch finanzielle Unterstützungen zu zahlen sind (Stutzer 2002).

Zur Sozialstrukturanalyse der Familie gehört das Studium der intergenerationalen Vererbung von sozialer Ungleichheit oder intergenerationaler sozialer Mobilität. Diese Forschung wurde traditionellerweise nicht zur Familiensoziologie gezählt. Je mehr und differenzierter aber die innerfamiliären Ursachen für dieses Phänomen genauer in den Blick genommen werden, je stärker man also die Prozesse in den Familien im Hinblick darauf erforscht, desto mehr ist es ein genuines Thema der Familiensoziologie. Im deutschen Sprachraum gibt es nur wenige neuere Studien zu den Mikrodeterminanten der Bildungsvererbung (Becker 2000; Büchner/Koch 2001). Mit anderen Aspekten der sozialen Mobilität zwischen den Generationen, etwa den Einfluss des Elternhauses auf die beruflichen Karrierechancen, setzt sich die Familiensoziologie noch weniger bis gar nicht auseinander.

Cohen und MacCartney führen zwei weitere wichtige Fragestellungen ein, die aus ihrer Sicht zum Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und Familie gehören (Cohen/MacCartney 2004). Sie betrachten Familie als Ort, in dem auch soziale Ungleichheit generiert wird. Sie verweisen auf die Konsequenzen innerfamiliärer Arbeitsteilung und von Beziehungsarrangements, die für die Familienmitglieder zu einer unterschiedlichen Chancenstruktur führen und geschlechtstypische Ungleichheit reproduzieren. Andererseits ist für sie Familie der Ort, in dem die Folge von ökonomischer und sozialer Deprivation abgefedert werden können. Diese beiden Aspekte verweisen auf den Bereich der innerfamiliären Beziehungen, auf die ich im Abschnitt 3.2 eingehen werde.

3.1.3 Familie als gesellschaftliche Institution

Die strukturelle Gestalt der Familie und ihre institutionelle Einbettung haben sich in der sich fortschreitend modernisierenden Gesellschaft im Wechselverhältnis zueinander verändert und werden es auch weiter tun. Die strukturelle Trendhypothese dazu war mit dem Begriff der Pluralisierung auf den gängigen Punkt gebracht worden. Die kulturelle Trendhypothese wird, in ihrer Allgemeinheit wieder oft etwas missverständlich, mit dem Begriff der Deinstitutionalisierung zusammengefasst. Auch sie wird heute in der Regel eher schlagwortartig verwendet. Eine präzise Bestimmung dessen, was darunter zu verstehen sei, ist selten. Geschweige denn, dass daraus empirisch umsetzbare Operationalisierungen abgeleitet werden.

Dabei hat Hartmann Tyrell den Begriff in einer Weise bestimmt, die ihn empirisch bearbeitbar macht. Er versteht unter Deinstitutionalisierung den Verlust einer selbstverständlichen Legitimität, der exklusiven Monopolstellung und der motivationalen Rolle als Orientierungs- und Verweisungsrahmen für den Lebenslauf, den Ehe und Familie in unserer Gesellschaft haben (Tyrell 1988).

Deinstitutionalisierung als Verlust der selbstverständlichen Legitimität von Ehe und Familie: Befragungen, die Einstellungen zu Ehe und Familie erheben, zeichnen ein differenziertes Bild. Sie belegen nach wie vor eine erstaunlich hohe Akzeptanz von Ehe und Familie in Deutschland, die Ein-Eltern-Familie wird immer noch überwiegend kritisch gesehen. Das mag man als Indikator für eine vergleichsweise stabile Legitimität der traditionellen Institutionen von Ehe und Familie halten. Gleichzeitig sind nichteheliche partnerschaftliche Lebensformen akzeptiert und traditionelle Geschlechtsrollenbilder sind auf dem Rückzug. Ehe und Familie werden nicht mehr als

selbstverständlich zu wählende partnerschaftliche Lebensformen angesehen. Das belegen zum Beispiel Auswertungen der neuen *Population Policy Acceptance Study* in Deutschland, die im Jahr 2003 in 14 west- und osteuropäischen Ländern durchgeführt wurde (Dorbritz 2004a, 2004b). Man kann weiter zwischen Indikatoren der Legitimität und der persönlichen Erwünschtheit unterscheiden. Auch die Wertschätzung von Elternschaft ist nahezu ungebrochen. Immerhin, die Angaben zum Kinderwunsch scheinen in Deutschland einen Anstieg erwünschter Kinderlosigkeit anzudeuten. Die erwünschte Kinderzahl hat sich verringert (Ruckdeschel 2004).

In der Euphorie der strukturell orientierten Familienforschung der 1980er und 1990er Jahre ist die kulturelle Dimension in der empirischen Familienforschung vernachlässigt worden. Sie hat sich weitgehend auf einfachere, deskriptive Studien zur Einstellungs- und Werteforschung beschränkt. Auch international sind Familienforscher, wie Ron Lesthaeghe und seine Mitarbeiter, welche diesen Aspekt stark machen, relativ vereinzelt (Lesthaeghe 2002; Surkyn/Lesthaeghe 2004). Heute stehen wir jedoch zum Beispiel vor dem Rätsel, warum die Unterschiede im Familienverhalten der West- und Ostdeutschen auch mehr als ein Jahrzehnt nach der Wende so groß bleiben. So können wir immer noch nicht hinreichend gut erklären, warum wir in Ostdeutschland sehr hohe Nichtehelichenquoten beobachten und warum es keine Angleichung zwischen Ost- und Westdeutschland gibt. Systematische Unterschiede dürfte es auch bei der realisierten Kinderzahl geben. Meine Vermutung ist, dass wir ohne eine intensivere Forschung zu Familienleitbildern, die mit der Analyse familienbezogener Rollenvorstellungen (Mutterbild, Vaterbild) einhergeht, diese Fragen nicht befriedigend beantworten können. Dazu wird aber nur wenig in der empirischen Familienforschung unternommen.

Deinstitutionalisierung als Schwächung des institutionellen Verweisungszusammenhangs zwischen Familie und Ehe: Traditionell waren Ehe und Familie institutionell eng miteinander verknüpft. Eine Ehe wurde als Bestandteil der Institution Familie verstanden. Wenn noch keine Kinder geboren waren, war sie die Familie im Wartestand. Nach der Geburt der Kinder war sie der unverzichtbare institutionelle Rahmen der Elternschaftsbeziehungen. Wenn die Kinder das Elternhaus verlassen hatten, galt sie als Teil eines erweiterten Familiennetzwerks, in dem das Elternhaus und die Eltern als Bezugspunkt der Kinder, die in eigenen Familien lebten, betrachtet wurden. Dieser enge Verweis von Ehe und Familie aufeinander ist, abhängig von Region und anderen Faktoren, unterschiedlich stark aufgebrochen. Immerhin etwa die Hälfte der bundesrepublikanischen Bevölkerung dürfte ihn noch befürworten (Dorbritz 2004b).

Es ist aber interessant zu beobachten, ob sich funktionale Äquivalente zur Ehe als institutioneller Rahmen von Elternschaft und Familie herausbilden und in welcher Form das geschieht. Ein großer Forschungsbedarf ist daher in Bezug auf die nichtehelichen Familienformen auszumachen (Bien/Schneider 1998). Daraus ergibt sich eine Reihe von familienpolitisch relevanten Fragen. Wie geht man im Fall von nichtehelichen Familien mit dem Erfordernis um, im Sinne einer gelingenden Erziehung der Kinder, hinreichende Verbindlichkeiten zu sichern und familienbezogene *Commitments* und Verantwortlichkeiten auf Dauer zu stellen? Welche verträglichen Lösungen werden für den Fall des Scheiterns bereitgehalten? Welche institutionellen *Tools* werden dazu eingeführt und woher werden sie genommen? Wird hier am ehes-

ten eine Verrechtlichung von familialen und damit auch partnerschaftlichen Lebensgemeinschaften erfolgen, wie es in Ländern der Fall ist, in denen die nichteheliche Familie Normalität ist? Kurz: Welche Formen der Re-Institutionalisierung sind zu erwarten und was ist die soziale Grundlage dafür (Krüger 2003)?

Deinstitutionalisierung als Folge der schwindenden Orientierungsfunktion von Familie für individuelle Lebensläufe: Der institutionalisierte Lebenslauf der modernen Gesellschaft spielte sich noch weitgehend in Familienhaushalten ab, zunächst in der Herkunftsfamilie und anschließend nach einem weitgehend bruchlosen Übergang in der Prokreationsfamilie (vorkindliche Ehe mit eingeschlossen) (Kohli 1985). Wir können heute zumindest aus struktureller Sicht feststellen, dass dieses Muster weitgehend der Vergangenheit angehört und – das wird bislang noch weniger diskutiert und empirisch untersucht – neuen Ablaufmustern weicht (Brüderl/Klein 2003). Das klassische Modell des Familienzyklus, das man als familienbezogenes Korrelat zum institutionalisierten Lebenslauf ansehen konnte, kann diese nicht mehr korrekt beschreiben. Es ist da unbrauchbar geworden, wo es den engen Verweis von Partnerschaft auf Ehe und von Ehe auf Familie beinhaltet, eine normative Abfolge von Stadien des Familienverlaufs vorgibt sowie eine ebenfalls normativ bestimmte, geschlechtsspezifisch differenzierte Beziehung des Familienverlaufs zu anderen Lebensbereichen unterstellt. Es ist daher zeitweise einem Ansatz gewichen, in dem Lebens- und Familienverläufe als Sequenz von Ereignissen und Zuständen beschrieben und deren Kohärenz durch eine Serie bedingter Übergangsraten und -wahrscheinlichkeiten analysiert wurden. Heute wissen wir, dass diese Sichtweise wiederum zu kurz greift, da sie den strukturellen Zusammenhang und damit den Blick für neue Musterbildung aus dem Auge verliert.

Die Bedeutung der Familie als Institution und deren Wandel wird unter weiteren Gesichtspunkten untersucht, die nicht oder nur teilweise zu der Deinstitutionalisierungsdebatte zu zählen sind. Ich will einige Fragestellungen nur nennen, die zwar in der aktuellen öffentlichen Diskussion sind, aber beide in der familiensoziologischen Forschung nicht besonders stark behandelt werden. Eine Fragestellung beschäftigt sich mit dem Wandel der gesellschaftlichen Definition der Aufgaben der Familie für das soziale Gemeinwesen (vgl. Kaufmann 1995). Eine zweite Fragestellung thematisiert die öffentliche Beschäftigung mit bzw. den öffentlichen Diskurs über Familie (Lüscher 1997). Auch verweise ich darauf, dass die Beschäftigung mit der Familie von ausländischen Staatsbürgern bzw. von Menschen mit Migrationshintergrund ganz wesentlich eine Herausforderung einer kultursoziologischen Analyse ist, die dringend aufzunehmen ist.

3.1.4 Familie und gesellschaftliche Teilsysteme

Familien stehen in hoch ausdifferenzierten Gesellschaften in einem spezifischen Leistungsaustausch mit Instanzen gesellschaftlicher Teilsysteme (Bildungswesen, Wirtschaft, Politik usw.). Familien sind selbst als Kooperationseinheiten individueller Akteure anzusehen, die diese ihrer eigenen Interessen willen herstellen und nicht zum Wohl der Gesellschaft gründen. Somit ist das Faktum, dass familiäre Beziehungen Wohlfahrt für individuelle Akteure generieren, das entscheidende. Die gesell-

schaftlichen Wohlfahrtseffekte sind in der Regel nicht-intendiert. Dazu gehört auch die biologische Reproduktion der Gesellschaft. Kinder bekommt man nicht für die Gesellschaft. Niemand folgt einem übergeordneten Postulat, Kinder zu zeugen, um die Gesellschaft zu erhalten, sondern der Erhalt der Gesellschaft ist Nebenprodukt individuell zielorientierten Handelns.

Dennoch *leisten Familien Erhebliches für die gesellschaftliche Wohlfahrtsproduktion*, insbesondere zum Erhalt des Humanvermögens einer Gesellschaft. Aus empirischer Sicht wäre es wünschenswert, eine Bilanzierung dieser Leistungen zu erstellen (Kaufmann 1995; Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2002). Mir sind dazu keine neueren Arbeiten bekannt.

Die wohlfahrtsrelevante Bedeutung der Familie für die Individuen verschiebt sich immer mehr von der instrumentell-materiellen zur psychisch-emotionalen Dimension. Es kann als empirisch belegt gelten, dass dieses auch in der Erwartung der Menschen so ist. Das zeigt zum Beispiel eine neuere Analyse von Daten zu den „*values of children*“ in Deutschland (Mayer et al. 2005; vgl. auch Borchardt/Stöbel-Richter 2004). Es dürfte eine interessante Forschungsfrage sein, inwieweit möglicherweise zukünftig ein materielles Interesse am Kind neu geweckt wird, wenn sozialstaatliche Absicherungen und Unterstützungen (Renten) zurückgefahren werden und private Absicherungsstrategien wieder bedeutsamer werden.

Die gesellschaftlichen Zumutungen der Familie und ihren Mitgliedern gegenüber sind zwar in aller Munde, aber noch nicht allzu systematisch bearbeitet worden. Die Forschung konzentriert sich eher punktuell auf wenige Aspekte, wie das Verhältnis von Familie und Berufswelt. Dieses wird zudem stark aus der individuellen Perspektive der Betroffenen thematisiert. Dabei sollte es umfassender um die konkreten Anforderungen und vielfältigen Zumutungen gehen, welche die Instanzen aller gesellschaftlichen Teilbereiche den Mitgliedern von Familien abfordern und die das Familienleben in unterschiedlicher Weise tangieren und beeinträchtigen. Ein grobes Raster, das einer solchen systematischen Analyse zugrunde liegen könnte, hat Kaufmann in seiner Darstellung der „strukturellen Rücksichtslosigkeit“ der Gesellschaft gegenüber Familien entworfen (Kaufmann 1995).

Analysen zu den *gesellschaftlichen Unterstützungsleistungen für die Familie und ihre Mitglieder* beschäftigen sich schwerpunktmäßig mit den Fragen staatlicher Unterstützung der Familie. Das ist aber – und hier schließe ich an die vorherigen Aussagen an – zu kurz gegriffen. Will man die familienbezogenen Unterstützungspotentiale in unserer Gesellschaft austarieren, muss man systematisch alle Bereiche der Gesellschaft in den Blick nehmen, von der Wirtschaft über die Verbände, vom Bildungswesen bis hin zur Politik. Auch hier scheint ein enormer Forschungsbedarf zu liegen. Das Potential familiennaher Dienstleistungen etwa ist kaum erforscht. Entsprechende Studien würden es der Familiensoziologie erlauben, sich mit eigenständigen Beiträgen an der aktuellen Diskussion zu beteiligen.

Die internationale Forschung macht deutlich, dass – für viele paradoxerweise – im Zuge des Abbaus der Geschlechtersegregation in der Gesellschaft De-Familialisierung die Familie zu stärken scheint und die Bereitschaft eine Familie zu gründen erhöht (Esping-Andersen 1998; Huinink 2002). Man kann das genau im Sinne der alten Parsonianischen Argumentation als Fortschreiten auf dem Weg zu

einer weiteren Spezialisierung der Familie betrachten (vgl. Bertram 2002). Unklar ist dennoch, wie sich das Verhältnis von Familien zu den Institutionen verändert, welche Instanzen zunehmend in Kernbereiche der Erziehung und Kompetenzvermittlung eintreten, und wie eine Kooperation zwischen Eltern und diesen Institutionen gestaltet sein wird.

Die relative Sprachlosigkeit der Soziologie in Bezug auf Fragen der Beziehung von Familienentwicklung und gesellschaftlichen Wandel, deren Antworten durchaus selbstbewusst von anderen Disziplinen (Demographie, Ökonomie) oder Einzelpersonen, die sich dazu berufen fühlen, gegeben werden, ist zu bedauern. Zu den wenigen Ausnahmen zählt etwa die neue Arbeit von Franz X. Kaufmann, die er mit dem Titel „Schrumpfende Gesellschaft“ versehen hat (Kaufmann 2005).

3.3 Innerfamiliale Beziehungsebene

3.3.1 Soziale Interaktionsprozesse in Familien

In seiner Einführung in einen Sammelband zur Erforschung partnerschaftlicher Alltagsinteraktion, Konflikten und Paarzufriedenheit bemerkt Paul Hill, dass die Familiensoziologie sich bislang vornehmlich auf die Analyse der „harten Entscheidungen und deren Kosten-Nutzen-Struktur“ konzentriert und dabei versäumt habe, die damit einhergehenden Interaktions- und Kommunikationsprozesse in Paarbeziehungen und insbesondere die zugrunde liegenden Interaktions- und Kommunikationsstile zu untersuchen (Hill 2004). Wie Hill auch betont, beherrscht die Sozialpsychologie diesen Teil der Forschungslandschaft. Man kann diese Diagnose durchaus verallgemeinern und sagen, dass der Forschung zu innerfamilialen Beziehungen jenseits der Sozialisationsforschung eine vergleichsweise geringe Bedeutung in der empirischen Familiensoziologie zukommt. Sie gewinnt allerdings an Relevanz. Das wird insbesondere in dem Maße der Fall sein, wie die Familienforschung das Defizit einer zu geringen Paarbezogenheit der Forschung aufgibt und dafür auch die adäquaten Daten erhoben werden. Für die Soziologie wird das interdisziplinäre DFG-Schwerpunktprogramm „Beziehungs- und Familienentwicklung“ eine Belebung der Forschung mit sich bringen (Wagner/Weiß 2005; Arránz Becker/Rüssmann/Hill 2005).

Tradition haben Studien zum sozialen Wandel der Beziehungen innerhalb von Familie zwischen den Eltern, zwischen Mutter und Kindern, zwischen Vätern und Kindern, zwischen Geschwistern. Eine wichtige generelle These, die aus einer differenzierungstheoretisch orientierten Soziologie heraus formuliert worden ist, behauptet bekanntermaßen eine Emotionalisierung von Paar- und Familienbeziehungen und Kindzentrierung der Ehe (Nave-Herz 2002b). Sie verweist auf eine anhaltende Konzentration von Paarbeziehung und Familie auf ihre Kernleistungen für die Individuen, nämlich einen Raum für persönliche, emotional befriedigende, soziale Beziehungen zu bieten. Diese These wurde in Einzelstudien untersucht und kann bis heute als belegt gelten (Schütze 2002).

Soziologische Studien, die den Wandel innerfamilialer Beziehungstypen, wie die Beziehung zwischen den Eltern, Mutter-Kind- und Vater-Kind-Beziehungen oder

Geschwisterbeziehungen untersuchen, sind selten (Nave-Herz 2004; Schütze 2002; Schüle 2002). Eine Einzelkindforschung ist praktisch nicht existent. Die Auswirkungen des Wandels der internen Strukturen der Familie (Zu- und Abnahme der Kinderzahl) sind ebenso wenig untersucht. Weitere vernachlässigte Themen sind die Zusammenhänge zwischen innerfamiliären Beziehungen und Familienform, insbesondere bei Ein-Eltern-Familien und nichtehelichen Familienformen (Bien/Schneider 1998), Stiefelternschaft (Bien/Hartl/Teubner 2002) und die Ursachen und Folgen von Gewalt in der Familie (Lamnek/Ottermann 2004; Hill/Kopp 2004). Von besonderem Interesse ist weiterhin eine beziehungssoziologische Erforschung von Transmissionseffekten zwischen Eltern- und Kindergeneration, die soziologisch relevante Anknüpfungspunkte bietet. Transmissionseffekte sind in einer Reihe von Verhaltensbereichen nachgewiesen worden. Dazu gehört die statistisch nachgewiesene Transmission des Scheidungsrisikos (Diekmann/Engelhardt 1995; Diefenbach 2000). Verstanden ist dieser Effekt gleichwohl noch nicht vollständig. Das dürfte ohne eine Anbindung an familienpsychologische Forschung auch nicht möglich sein. Es liegt nahe, dass die psychologische Forschung unterschiedlicher Provenienz hier einen größeren Stellenwert hat. Man muss aber fragen, ob das zu einem glatten Ausstieg der soziologischen Familienforschung führen sollte? Schaut man sich einschlägige Übersichtsartikel zu dieser Vielzahl von Themen an, so fehlt soziologische Literatur fast vollständig.

Von einer gewissen Bedeutung ist immerhin die familiensoziologische Forschung zu den Auswirkungen privilegierter und deprivierter Lebenslagen auf die innerfamiliären Beziehungen (Hill/Kopp 2004). Der generelle Befund ist, dass Armut und Arbeitslosigkeit signifikant mit einer verringerten Qualität der innerfamiliären Beziehungen einhergeht. Armut hat negative Effekte auf die Erziehung und auf die Bildungschancen der Kinder (Butterwegge 2000; Butterwegge/Kluntz 2003; Klocke/Hurrelmann 2001; Becker/Lauterbach 2002; Lauterbach/Lange/Wüest-Rudin 1999; Nietfeld/Becker/Weidacher 2004). Die klassischen Studien der anglo-amerikanischen Forschung sind aber kaum erreicht (Conger/Elder 1994), wo doch die jüngere deutsche Geschichte zu einer Neuauflage einer „Children of the Great Depression“- Studie geradezu herausgefordert haben sollte.

3.3.2 Familiäre Alltagsorganisation

Die qualitative und quantitative Forschung zur innerfamiliären Arbeitsteilung hat in den letzten Jahren einen starken Aufschwung genommen (Koppetsch/Burkart 1999; Künzler et al. 2001; Huinink/Röhler 2005). Sie hat sich allerdings vornehmlich auf Partner und Eltern konzentriert. Die Beteiligung der Kinder am Haushalt hat wenig Aufmerksamkeit gefunden.

Die Befunde dieser Forschung sind eindeutig. In Deutschland hat sich nur wenig an der faktischen Zuständigkeit der Frau für Haushalt und Kindererziehung geändert, auch wenn es innerhalb der Bundesrepublik und zwischen Lebensformen Unterschiede gibt. Alle Untersuchungen der letzten Jahre zeigen aber eine ausgeprägte geschlechtstypische Arbeitsteilung in Familienhaushalten. Auch die neueste Zeitbudgeterhebung des Statistischen Bundesamtes aus den Jahren 2001/2002 kommt zu diesem Ergebnis (Pinl 2004). Die Verteilung der Aufgaben ist geschlechtstypisch

und die Frauen verbringen mehr Zeit mit Hausarbeit.⁸ Diese stabil traditionelle Arbeitsteilung, die im Widerspruch zur nachweisbaren Modernisierung auf der normativen Ebene steht, stellt eine Herausforderung für die Hausarbeitsforschung bzw. für die Forschung zur geschlechtstypischen Arbeitsteilung dar.

Die qualitative Forschung hat bemerkenswerte Fortschritte in der empirischen Durchleuchtung des Widerspruchs zwischen Egalitätsanspruch und alltagspraktischer Wirklichkeit gemacht (Koppetsch/Burkart 1999; Huinink/Röhler 2005). Dabei wird zum einen deutlich, dass die Transmission traditioneller Geschlechterrollenbilder gleichsam hinter dem Rücken der Betroffenen Angebote einer unaufwendigen Regulierung von Alltagsroutinen bereitstellt. Sie werden letztendlich aufgegriffen, wobei sie in der Vorstellung der Betroffenen zwar immer zur Disposition stehen, sich in der Beziehungsrealität aber nachhaltig durchsetzen. In dem Maße, wie Hausarbeit als Feld eines instrumentellen Handlungsfeldes immer weniger den emotionalen Kern einer Beziehung berührt, sind zum anderen Strategien wie das Prinzip des geringsten Interesses Tür und Tor geöffnet. Sie greifen vergleichsweise problemlos, wo ein Partner aus wohlverstandenen Eigeninteresse beziehungsöffentliche Güter herstellt, von dem der andere nicht ausgeschlossen werden kann.

Die paarbezogene bzw. familiäre Alltagsorganisation wird heute als dynamischer Prozess betrachtet, der sich mit der Veränderung der Haushaltskonstellation und mit zunehmender Dauer der Partnerschaft entwickelt. Dies wird mit Längsschnittdaten und entsprechender statistischer Modellierung explizit methodisch berücksichtigt (Klaus/Steinbach 2002). Es kann gezeigt werden, dass die Familiengründung einen stark traditionalisierenden Effekt hat und dass dieser nahezu irreversibel ist. Bezogen auf die innerpartnerschaftliche Aufteilung der Hausarbeit gibt es bislang allerdings kaum qualitativ hochwertige Zeitverlaufsdaten, so dass hier ein Forschungsdesiderat vorliegt.

Geschlechterasymmetrien sind auch in Bezug auf andere, bislang in der soziologischen Familienforschung wenig untersuchte Aspekte der Organisation der Partnerschaft und Familie zu beobachten. Dazu gehören die Fragen der Geldverwaltung und Konsum- und Kaufentscheidungen (Allmendinger et al. 2001, Wimbauer 2003). Dieses führt zur Frage der Machtverteilung und der Verhandlungsmacht der Partner in Beziehungen (Nave-Herz 2004).

3.3.3 Erziehung und Sozialisation

Die soziologische Sozialisationsforschung war in den 1970er Jahren ein dominantes Forschungsfeld der Familiensoziologie (Schmidt 2006). Bekanntlich gelangte sie in den Blick der Soziologie durch die Thematisierung schichtspezifischer bzw. schicht-

⁸ Die Schätzungen der durchschnittlichen Hausarbeitszeit der Männer für die Bundesrepublik Deutschland liegen seit Jahrzehnten bei etwa 10 Stunden pro Woche, und zwar unabhängig von jeglichen Bedingungsfaktoren. Die Zeit, die Frauen im Haushalt aufwenden, variiert dagegen stark, je nachdem, ob Kinder im Haushalt leben und ob die Frauen berufstätig sind oder nicht. Die Spanne reicht von 10 bis über 60 Stunden pro Woche. Bei der Kinderbetreuung erhöht sich das Engagement der Väter schwach, beschränkt sich aber auf die erwerbsarbeitsfreie Zeit (vor allem am Wochenende).

typischer Unterschiede der Sozialisation und verband sich mit der Bildungsdiskussion der 1960er und frühen 1970er Jahre (Geulen 2004). Die Annahmen einfacher Entsprechungen von Schichtzugehörigkeit und Sozialisationserfolg erwiesen sich als zu einfach. Sozialisation wurde als komplexer Prozess begriffen, in dem neben familiären auch verschiedene außerfamiliäre Bedingungskontexte einbezogen und die Wechselbeziehung zwischen kindlicher Entwicklung und Entwicklungskontext betont wurde. Das Stichwort hier ist die ökologische Sozialisationsforschung, die von Bronfenbrenner begründet wurde (Grundmann/Lüscher 2000). Geulen beklagt, dass das Modell der ökologischen Sozialisationsforschung empirisch nicht eingelöst worden sei. Mehr noch, der Sozialisationsforschung der 1980er Jahre sei es nicht gelungen, die notwendige „kongeniale Einbeziehung der subjektiven Prozesse bzw. der Psychologie“ zu verwirklichen. (Geulen 2004: 14). Man kann darüber spekulieren, welche Gründe für die empirische Schwäche der soziologischen Sozialisationsforschung vorliegen. Das mag damit zusammenhängen, dass die sozialökologische Sozialisationsforschung mehr Programm geblieben ist, als dass daraus ein theoretisch zugkräftiges Konzept entwickelt worden wäre. Vielleicht vernachlässigt Geulen in seiner Kritik einen Forschungsstrang, der die Verbindung von sozialem Kontext und individueller Entwicklung, vor allem aus der Rezeption der Sozialisationstheorie von Berger und Luckmann auf der einen und der Entwicklungstheorie Piagets auf der anderen Seite heraus, versucht. Ich meine die konstruktivistische Sozialisationsforschung (Grundmann 1999). Der empirische Ertrag dieser vielversprechenden Forschungstradition ist insgesamt aber vergleichsweise gering geblieben. Die entwicklungs- und sozialpsychologische Forschung dominiert (Schuster/Kuhn/Uhlendorff 2005).

Es lassen sich wiederum eine Reihe von kaum bearbeiteten Forschungsfragen nennen, die angesichts der aktuellen Diskussionen um die Leistungsfähigkeit von Familie und elterlicher Erziehung auf der einen und schulischer Erziehung auf der anderen Seite unter den Nägeln brennen. Dazu gehört zum Beispiel die Frage, wie die Familie als Bildungsort zu gestalten und wie eine Kooperation von Eltern mit schulischen Bildungsinstitutionen im Sinne einer Erziehungspartnerschaft aussehen könnte (Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2002b, 2005).

3.3.4 Intergenerationen- und Verwandtschaftsbeziehungen

Die Erforschung von Intergenerationenbeziehungen hat in den letzten Jahren in Deutschland einen Aufschwung erfahren. Einen gewichtigen Anteil daran hatten neuere empirische Erhebungen, die differenzierte Analysen zu verschiedenen Dimensionen intergenerationaler Beziehungen, die von Bengtson formuliert worden sind, erlauben (Bengtson 2001).⁹ Dabei wird nicht nur der Austausch von ökonomi-

9 Für die Empirie durchaus relevante Forschungsimpulse stammen aus theoretischen Diskursen, die mit der Einführung der Ambivalenzthese und der Auseinandersetzung ihrer Vertreter mit dem mittlerweile klassisch zu nennenden Ansatz von Bengtson eingesetzt haben (Lüscher/Pillemer 2004; Bengtson et al. 2002). In dem ambivalenztheoretischen Ansatz von Lüscher werden operationalisierbare Beziehungslogiken vorgeschlagen, die für soziale Beziehungen charakteristisch sein können und nicht nur für Intergenerationenbe-

schen, zeitlichen Ressourcen, die räumliche Nähe und die Kontakthäufigkeit, die stark im Vordergrund gestanden haben, berücksichtigt, sondern auch die Bedeutung der Generationenbeziehungen für die Transmission von Kultur und für die Sozialintegration thematisiert. Verstärkt hat sich auch Forschung zu Vererbung und Vermögenstransfers von der älteren auf die jüngere Generation (Szydlik 1999; Lettke 2003).¹⁰

Die Befunde dieser Forschung widerlegen oft völlig undifferenziert vorgebrachte Thesen vom Zerfall der Mehrgenerationen-Familie (Nave-Herz 1998) – wenn man bestimmte unbezweifelbare Wandlungerscheinungen korrekt bewertet. Zu diesen Erscheinungen gehört, dass heute im Vergleich zur Mitte des letzten Jahrhunderts der Anteil von Haushalten mit mehr als zwei Generationen geringer ist. Doch das bedeutet nicht „eine Aufkündigung der familialen Mehr-Generationen-Solidargemeinschaft“, wie Nave-Herz es formuliert (Nave-Herz 1998: 298). In der Tat spricht danach vieles für das schon angesprochene Konzept der multilokalen Mehrgenerationenfamilie, in der einerseits die Generationen nicht (mehr) in einem Haushalt zusammenleben, sondern – räumliche Distanzen einfacher überbrückend – in einem engen Kommunikations- und Unterstützungszusammenhang verbleiben (Bertram 2002).

Pessimisten bleiben gleichwohl auf dem Plan. Sie verweisen darauf, dass die derzeitige Situation wenig tragfähig und nachhaltig sei und die anhaltende Niedrigstfertilität das vollstreckte, was Individualisierung und Wertewandel nicht erreicht habe. Die Generationenbeziehungen verschwinden einfach, anstatt moralisch und normativ an handlungsleitender Kraft zu verlieren. Soweit sie noch existent sind, werden sie fragiler, weil sie sich zunehmend auf die Beziehung zu einem Kind, das womöglich noch männlich ist, zu seinen Eltern verschlanken. Präzise Analysen zu solchen Szenarien fehlen allerdings bisher.

3.4 Individualperspektive

Die empirische Familienforschung aus der Individualperspektive hat mit der abnehmenden Dominanz des differenzierungstheoretischen Paradigmas der Familienforschung und aufgrund der Entwicklung geeigneter methodischer Instrumentarien einen immer größeren Raum in der aktuellen Forschungslandschaft gewonnen. Die lebenslaufbasierte Familienforschung, die uns heute als selbstverständliches Forschungsfeld erscheint, ist ein Produkt der 1980er Jahre. Diese Surveyforschung hat wesentlich dazu beigetragen, dass die quantitative Familiendemographie einen star-

ziehungen von Bedeutung sind. Neben den Begriff der Solidarität werden die Emanzipation, die Kaptivation und die Atomisierung gesetzt, die sich alle aus einer Systematik zweier Dimensionen (Reproduktion vs. Innovation und Konvergenz vs. Divergenz) ableiten (Lüscher 2004).

¹⁰ Neuere Surveys bieten die Datengrundlage für entsprechende Analysen (Alters-Survey; Quality of life and management of living resources. A Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE); (Kohli et al., 2000; Szydlik 2000; Lauterbach 2004; Attias-Donfut/Ogg/Wolff 2005).

ken Aufschwung erlebt hat (Diekmann/Weik 1993).¹¹ Methodisch kann man feststellen, dass mit dem ereignisanalytischen Instrumentarium die Mehrdimensionalität individueller Lebensläufe immer besser abgebildet wird und somit die strukturelle Einbettung der Familienentwicklung in den Lebenslauf insgesamt besser untersucht werden kann (Blossfeld/Huinink 2002). Auf der anderen Seite ist dieser Versuch der integrierten Analyse von Familienentwicklung und Lebensverlauf auch in interpretativen Analysen oder Analysen, in denen quantitative und qualitative Verfahren auseinander bezogen eingesetzt wurden, vorangetrieben und zu einigem Erfolg gebracht worden (Kühn 2003).

3.4.1 Familiengründung, -erweiterung und -auflösung im Lebenslauf

Die Frage der *Realisierung von Familiengründung und -erweiterung und der zugrunde liegenden Motivstrukturen* ist in den letzten Jahrzehnten mit besonderer Intensität untersucht worden. Die empirische Analyse hat die kohortenanalytischen Aggregatanalysen durch die auf Längsschnittdaten beruhenden Analysen des *Timing* und der Inzidenz von Geburten ergänzt. Eine Vielzahl von Einzelfragen ist untersucht worden. Die wichtigsten Erklärungsversuche betreffen den stetigen Aufschub der Familiengründung und den Anstieg der Kinderlosigkeit in Deutschland und im internationalen Vergleich.

Eine Fragestellung, die sich wie ein roter Faden durch die Beschäftigung mit diesem Thema durchzieht, bezieht sich auf die Bedeutung von Bildung und Erwerbsbeteiligung von Frauen für die Familiengründung und Familienerweiterung. Die Zusammenhänge zwischen Bildungsniveau, Lebensform und Familienentwicklung sind in der bevölkerungssoziologischen und familienökonomischen Literatur als Beleg für die These betrachtet worden, dass mit dem Bildungsniveau der Frauen grundsätzlich ihre Bereitschaft zur Eheschließung und zur Elternschaft zurückgehe. Dazu hat es in der Bundesrepublik eine kontroverse Diskussion gegeben. Sie rankte sich um die Frage, ob es neben unbestrittenen Institutioneneffekten der Bildungsbeteiligung auch einen Bildungsniveaueffekt gebe (Blossfeld/Huinink 1991; Brüderl/Klein 1991). Im internationalen Vergleich gibt es dazu keine einheitlichen Befunde (Blossfeld 1995). Es deutet vieles darauf hin, dass die Realität über diese Kontroverse hinweggegangen ist und entschieden hat. In den jüngeren Kohorten spricht alles dafür, dass es negative Bildungsniveaueffekte auf die Familiengründung und die Kinderzahl gibt (Kreyenfeld 2001).

¹¹ Noch einmal sind als wichtige Datenquellen zu nennen: der *Family and Fertility Survey*, der deutsche Familiensurvey, das Sozio-oekonomische Panel oder die Berliner Lebensverlaufsstudie. Hinzu kommen allerdings eine Vielzahl von weiteren Studien, die ich nicht alle nennen kann. Hervorheben sollte man das schon erwähnte Bamberger Ehepaar-Panel (Schneewind/Vaskovics 1992), Studien des Bremer DFG-Sonderforschungsbereichs 186 (Born/Krüger 2001; Kühn 2003) oder die Studien der BZgA zu „Frauen leben“ und „Männer leben“ (Helferich 2002; Helferich/Klindworth/Wunderlich 2005). Eine Konsequenz dieser Entwicklung ist, dass auch die amtliche Statistik bessere Daten bereitstellt. Der Mikrozensus kann mittlerweile für komplexere lebensverlaufsbezogene Modellschätzungen etwa von Familien- und Geburtenentwicklung genutzt werden, wie zahlreiche Beiträge zeigen. (vgl. z. B. Kreyenfeld 2001, 2002).

Die empirischen Zusammenhänge zwischen Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern und Familienentwicklung sind im Grundsatz weniger umstritten. Ein guter Überblick über die Forschung dazu findet sich bei Schröder (2005). Neuere Studien zum Effekt der Erwerbstätigkeit auf die Kindgeburt zeigen übereinstimmend für verschiedene Länder, dass Erwerbstätige geringere Übergangsraten zu einer (weiteren) Geburt haben (Andersson 2000; Dornseiff/Sackmann 2003; Kreyenfeld 2001; Budig 2003; Liefbroer/Corijn 1999). Auch der Effekt der Kindgeburt auf Erwerbstätigkeit erweist sich durchgängig als negativ und es lassen sich Auswirkungen der *maternity leave*-Regelungen nachweisen (Carrasco 2001; Kenjoh 2003; Weber 2004). Diese Zusammenhänge sind aber nicht unabhängig von anderen Merkmalen. So gibt es eine Interaktion zwischen dem Qualifikationsniveau und der Möglichkeit als Mutter erwerbstätig zu sein. Belegt ist, dass Erwerbsunterbrechungen bei Frauen mit höherem Ausbildungsabschluss kürzer sind.¹²

Es fehlt weitgehend eine Forschung, die präzise Hinweise darauf erbringen könnte, wie eine bessere Passung zwischen Familienleben und Engagement für Frauen und Männer in Ausbildung, Beruf und Öffentlichkeit zu verwirklichen ist. Dazu gilt es, zielgerichteter und detaillierter als bisher geschehen, die offenen und verdeckten „strukturellen Rücksichtslosigkeiten“ unserer Gesellschaft gegenüber Familien mit all ihren Facetten und Dimensionen wirkungsanalytisch zu erfassen. In diesem Zusammenhang ist festzustellen, dass allein eine Entlastung von Eltern bezogen auf Betreuungsaufgaben nicht ausreicht, die Probleme der Vereinbarkeit von Familie, Ausbildung und Beruf zu beheben. Sehr viel stärker als bisher müssen die Bedürfnisse von Familien in die sozialen und ökonomischen Prozesse eingebracht werden, möglicherweise partiell auf Kosten von deren Effizienz. Wie das geschehen kann und welche Folgen daraus erwachsen, ist ungeklärt. So bedarf es Forschung darüber, wie viel nichtfamiliäre gesellschaftliche Bereiche (Arbeitsmarkt, Freizeitmarkt, Bildungssystem, etc.) zu welchem Preis diesbezüglich leisten können, oder wie sich familienfreundlichkeit (nicht nur für die um Reproduktion bemühte Gesellschaft insgesamt) letztendlich sogar auszahlt.

Als komplexe Wechselbeziehung erweist sich auch der Zusammenhang zwischen Lebensform, Ehe und Elternschaft. Während die These der Kindzentriertheit der Ehe empirisch nicht überzeugend bestätigt werden konnte (Peuckert 2005), wird ehelose Elternschaft zu einem immer häufigeren Phänomen (Bien/Schneider 1998). Dazu sind in letzter Zeit eine Reihe von Analysen erschienen, die dem großen Unterschied

¹² Angesichts der Komplexität der Zusammenhänge gibt es nach wie vor methodische Probleme einer angemessenen Analyse dieser Wechselbeziehungen. Die Endogenität der Zustände bzw. Ereignisse macht die Modellierung schwierig. Eine simultane Schätzung der Prozesse ist notwendig und mit dem bereitstehenden methodischen Instrumentarium auch schon möglich (Lillard 1993; Carrasco 2001). Bisher konnte ein früheres Ergebnis, nach dem die negative Wechselwirkung zwischen Erwerbstätigkeit und der Geburt eines Kindes (weiterer Kinder) sich als Scheinkorrelation erweisen könnte (Bagozzi/van Loo 1988), allerdings nicht repliziert werden. Eigene, nicht veröffentlichte Versuche einer simultanen Schätzung der Übergangsraten zur Kindgeburt, Erwerbseinstiege und Erwerbsunterbrechung unter Berücksichtigung gemeinsamer latenter Heterogenität belegten ebenfalls eine signifikante wechselseitige Beziehung zwischen Erwerbsbeteiligung und Kindgeburt.

zwischen Ost- und Westdeutschland nachgehen (Huinink/Konietzka 2003; Konietzka/Kreyenfeld 2005). Die bedeutend höhere Neigung zur nichtehelichen Elternschaft in Ostdeutschland im Vergleich zum Westen konnte damit bislang allerdings noch nicht befriedigend erklärt werden.

Neuere Untersuchungen zur Familienentwicklung haben auch die regionalen Unterschiede der Heirats- und Geburtenhäufigkeit wieder in den Blick genommen (Hank 2002, 2003, 2004). Das interessante Ergebnis der Analysen von Hank ist, dass regionale Differenzen in der Familiengründung sich statistisch durch ein regional unterschiedliches Heiratsverhalten ‚erklären‘ lassen. Letzteres kann mit den von ihm einbezogenen strukturellen Merkmalen auf der Individual- und Regionalebene nicht erklärt werden. Das heißt, die genauen Ursachen sind nicht klar. Es kann allerdings vermutet werden, dass dieses Ergebnis auf die Relevanz kultureller Faktoren verweist, die offensichtlich immer noch eine große Rolle spielen. Wir haben es beispielsweise in Deutschland mit zwei unterschiedlichen und miteinander konkurrierenden Geschlechterkulturen zu tun, in denen sowohl die Erwerbsneigung und die reale Erwerbsbeteiligung von Frauen stark differieren, als auch die Einstellungen und die strukturellen Bedingungen zur elterlichen bzw. Fremdbetreuung der in der Familie vorhandenen Kinder. Familienleitbilder bestimmen das Erwerbsverhalten, wenn die Kinder geboren sind, nicht nur ökonomische Interessen oder Anreize.¹³

Die quantitative mikroanalytische Forschung zur Familienentwicklung, die das Forschungsfeld beherrscht, ist stark strukturbetont. Motivationale und andere psychosoziale Erklärungsfaktoren spielen nur eine untergeordnete Rolle (Stöbel-Richter 2000). Die Kinderwunschforschung und die analytische Ausleuchtung der Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit in der Familienentwicklung kommen über einen deskriptiven Auswertungstatus kaum hinaus. Die Gründe für die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit der Elternschaft mögen zwar im Einzelfall plausibel zu machen sein. Systematisch sind sie aber noch nicht hinreichend erforscht. Dafür gibt es in erster Linie drei Gründe. Zum einen ist die Theoriebildung innerhalb der soziologischen Familienentwicklungsforschung stark auf strukturelle Erklärungsfaktoren ausgerichtet. Zum zweiten sind die subjektiven Prozesse nur schwierig zu modellieren. Zum dritten erlaubt die derzeitige Datenlage deren Modellierung nicht, sei es, weil auf Retrospektivdaten zurückgegriffen werden muss, sei es, weil die verfügbaren Paneldaten kaum psychosoziale Bestimmungsfaktoren der Familienentwicklung im Lebensverlauf bereitstellen. Wenige Studien haben dazu bislang adäquate Ansätze und Daten geliefert: die Studie „Familienentwicklung in NRW“ (Kaufmann et al. 1989) und die Studie zu „Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch“ (Schneewind/Vascovics et al. 1992; Schneewind 1997).

13 Im Zusammenhang damit ist zu wenig erforscht, wie in den verschiedenen Regionen der Bundesrepublik familienunterstützende Dienstleistungen (etwa ganztägige Kinderbetreuung in Krippen und Kindergärten) und Transfers angenommen werden. In Westdeutschland ist nicht nur ein im europäischen Vergleich schlecht ausgebautes Kinderbetreuungssystem vorhanden, es gibt auch eine starke Präferenz für die elterliche (meist mütterliche) Betreuung des Kindes in den ersten Lebensjahren. In Ostdeutschland finden wir ein nach wie vor gut ausgebautes und auf Ganztagsbetreuung ausgerichtetes System, aber auch positive Einstellungen zu relativ frühzeitiger Fremdbetreuung.

Andere Ausnahmen bilden Arbeiten von Lesthaeghe und Mitarbeitern (Lesthaeghe/Moors 2000) und die VOC-Forschung (Nauck 2001).

Dieser Umstand hat verschiedene Konsequenzen. Die Frage nach den Bestimmungsgründen des *Timing* der Familiengründung, der möglichen Aufgabe des Wunsches nach Kindern und der ungewollten Kinderlosigkeit kann ohne eine adäquate Abbildung der subjektiven Dimension nicht hinreichend beantwortet werden. Die schwierigen und zum Teil dilemma-behafteten Abwägungsprozesse, die junge Paare bei ihrer Lebensplanung zwischen Familie und Marktpartizipation, angesichts mehr oder weniger stabiler Zukunftsperspektiven und Lebensrisiken sowie steigender Ansprüche an die eigene Elternschaft vollziehen müssen, sind nur wenig verstanden. So führt denn auch innerhalb der Soziologie die Forschung zu ungewollter Kinderlosigkeit, im Anschluss daran zu reproduktiver Gesundheit und zum Einsatz reproduktiver Techniken ein Schattendasein (Beck-Gernsheim 1991; Onnen-Isemann 1999). In Anbetracht der Tatsache, dass Menschen eine Familiengründung in immer höherem Alter planen, wird sich hier aber ein enormer Forschungsbedarf ergeben. Ein neues Forschungsgebiet eröffnet sich auch im Hinblick auf die sozialen Folgen einer zunehmenden Bedeutung der Humangenetik und Reproduktionsmedizin und ihrer diagnostischen Möglichkeiten (vgl. Fegert 2002).

Sowohl die Forschung *zur Auflösung* als auch zum *Scheitern von Beziehungen und Familienhaushalten sowie der zugrunde liegenden Motivstrukturen* hat einen starken Aufschwung erfahren und von der lebenslaufanalytischen Wende profitiert. Seit den 1980er Jahren sind zahlreiche Studien zum Auszug der Kinder aus dem Elternhaus veröffentlicht worden (Konietzka/Huinink 2003). Bezogen auf die Trennungs- und Scheidungsforschung haben Studien aus der Berliner Lebensverlaufsstudie (Wagner 1997) und die groß angelegte Mannheimer Scheidungsstudie der 1990er Jahre wichtige Impulse gegeben (Klein/Kopp 1999). Man ist sich weitgehend über die wichtigen Faktoren der (In-)Stabilität von Ehen (und Beziehungen) einig: Dazu gehören die so genannte Scheidungstransmission, die Bedeutung der Bildungshomogamie, ähnlicher Lebensstile und politischer Einstellungen, die Religiosität, das beziehungspezifische Kapital, wie Kinder oder gemeinsames Eigentum, die Erwerbstätigkeit der Partner oder das Leben in Großstädten (Wagner 1997; Klein/Kopp 1999; Diefenbach 2000; Engelhart 2002; Esser 2002; Hartmann 2003). Das „Paradox“ der scheidungsfördernden „Wirkung“ vorehelichen Zusammenlebens ist gelöst und erweist sich als Ergebnis eines Selbstselektionseffekts. Dieser ist durch eine vermutlich größere traditionelle Orientierung von Personen bedingt, die – ohne nichtehelich zusammengelebt zu haben – heiraten (Brüderl/Diekmann/Engelhardt 1997). Eine Lehre der bisherigen sozialwissenschaftlichen Scheidungsforschung ist, wie in vielen anderen Forschungsfeldern auch, dass man ohne prospektiv erhobene zeitbezogene Daten der Dynamik des Trennungs- und Scheidungsprozesses nicht beikommen kann.

3.4.2 Auswirkungen von Familienverlauf und Familienalltag auf den Lebenslauf der Familienmitglieder

Auf einige Aspekte zu Auswirkungen von Familienentwicklung für die Lebensläufe von Erwachsenen bin ich schon eingegangen, da sie in der Regel Teil eines Wech-

selwirkungsprozesses sind. So wurde zum Beispiel die Frage angeschnitten, wie sich die Familienentwicklung auf die Erwerbsverläufe von Frauen und Männern auswirkt. Ein anderer Bereich bezieht sich auf die Folgen deprivierter und privilegierter individueller Lebenslagen und die Effekte der Familienform auf die innerfamilialen Beziehungen und darüber auf die Entwicklung der Kinder. Ich will an dieser Stelle daher nur noch kurz auf die Folgen einer Trennung von Eltern für die materielle und psychosoziale Lage der betroffenen Kinder und Erwachsenen eingehen. Die soziologische Forschung hat sich hier vor allem mit wirtschaftlichen Folgen von Scheidungen und deren Auswirkungen auf die Bildungserfolge von Scheidungskindern beschäftigt. Es ist belegt, dass Scheidungen häufig mit Verschlechterungen der materiellen Situation der Betroffenen einhergehen (Andreß et al. 2003; Napp-Peters 1995). Das gilt vor allem für die Mütter mit den meist bei ihnen verbleibenden Kindern. Die wirtschaftliche Notlage hat negative Konsequenzen für die Entwicklungsbedingungen, das Wohlbefinden und den Bildungserfolg der Kinder. Umstritten ist die allerdings, wie stark die Auswirkungen der Scheidung und der sich verändernden Familienform selbst auf die Entwicklung der Kinder ist (Walper/Schwarz 1999). Soziologische Studien gibt es dazu nicht viele. Sie zeigen, wenn man Aspekte der wirtschaftlichen Situation und den sozialstrukturellen Hintergrund der Eltern statistisch kontrolliert, keine negativen systematischen Effekte (Droonkers 1999). Ähnlich angelegte familienpsychologische Studien bestätigen den Befund nicht existenter direkter Trennungseffekte (vgl. Walper 2001). Vor allem dann ist von negativen Effekten auszugehen, wenn der Scheidungsprozess selbst hoch konfliktiv war oder ein längerer Prozess familieninterner Konflikte voranging (Hetherington/Kelly 2002). Daneben gibt es in der Familienpsychologie aber auch langfristig angelegte Studien, welche die These bedeutsamer Entwicklungsstörungen der Kinder im weiteren Lebenslauf zu stützen scheinen (Wallerstein/Lewis/Blakeslee 2002). Die unübersichtliche Befundlage zeigt, dass die entwicklungsbezogenen Auswirkungen prekärer Familienereignisse von zahlreichen Begleitumständen abhängen, die deren Folgen moderieren oder katalysieren.

3.5 International vergleichende Familienforschung

Die international vergleichende Familienforschung hat in fast allen Forschungsfeldern einen ungemeinen Aufschwung erlebt.¹⁴ Sie ist für die Analyse des Zusammenhangs von Bildung, Erwerbsbeteiligung und Familienentwicklung von sehr großer Bedeutung gewesen und hat dazu einen guten Einblick in die Bedeutung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen gegeben (Brewster/Rindfuss 2000). Die eher demographisch dominierte internationale Forschung des Wandels der Familie steht zum großen Teil im Zeichen des Konzepts des „Zweiten Demographischen Über-

¹⁴ Die Forschung zu Familienformen, zur Sozialstruktur von Familien und zur Familienentwicklung im Lebensverlauf kann mittlerweile auf eine große Zahl von vergleichbaren Daten in verschiedenen Ländern und auf die schon genannten europaweiten Survey-Programme zurückgreifen. Sie hat eine Flut von Publikationen hervorgebracht (Klijzing/Corijn 2005; Lesthaeghe/Moors 2000; Dorbritz/Fux 1999; Blossfeld 1995).

gangs“. Es geht davon aus, dass die entwickelten Industrienationen sich in einem relativ ähnlich verlaufenden Prozess der Abkehr von dem traditionellen Regime der Familienentwicklung befinden, der von einem Wandel hin zu postmaterialistischen Wertorientierungen begleitet wird (van de Kaa 1987; Lesthaeghe 1993). Damit geht einher, dass – auch im Fall einer Elternschaft – weniger geheiratet wird, dass Familien später im Lebenslauf gegründet werden und weniger Kinder geboren werden, dass Paarbeziehungen instabiler werden und dass sich die Geschlechtsrollen angleichen. Verschiedene Länder sind unterschiedlich weit fortgeschritten, aber letztendlich werden alle davon erfasst. Dieser Ansatz mag als grobes Orientierungsschema hilfreich sein, spiegelt aber die internationale Realität nur unzureichend wider.

Die kulturvergleichende Forschung ist im Unterschied zu den zuvor genannten Bereichen allerdings weniger stark entwickelt, wenngleich es dazu wichtige Arbeiten gibt (Nauck/Schönpflug 1997). Als einer von wenigen hat der Mitbegründer des Ansatzes des „Zweiten Demographischen Übergangs“, Ron Lesthaeghe, die Bedeutung des Wertewandels in fortgeschrittenen Industrieländern hervorgehoben und in empirischen Analysen auch nachweisen können (Lesthaeghe 2002). Mit Hilfe des *European Value Survey* zeigt er mit seinem Mitarbeiter Johan Surkyn, dass man eindeutige Korrespondenzen zwischen Wertorientierungen und Lebensformen identifizieren kann, auch wenn man wichtige strukturelle Merkmale kontrolliert. Das Spektrum reicht in allen untersuchten Ländern von den kinderlos Zusammenlebenden, die am prägnantesten eine non-konformistische Haltung haben, bis zu denen, die ohne vorheriges Zusammenleben geheiratet und Kinder bekommen haben, am anderen Ende der Skala (Surkyn/Lesthaeghe 2004). Das Werteprofil entspricht nach den Autoren dem Stand des demographischen Wandels der Familienentwicklung in den Ländern.

Einen anderen kulturvergleichenden Zugang, der auf eine lange Forschungstradition zurückblicken kann, wählen die Vertreter der ‚*value of children*‘-Forschung (Trommsdorff/Nauck 2005). Sie können nachweisen, dass gesellschaftliche Entwicklung, Familienentwicklung und eine spezifische Ausprägung der Wertschätzung verschiedener Vorteilsdimensionen von Elternschaft (materiell vs. sozial-normativ vs. emotional) in einem engen Wechselverhältnis zueinander stehen. Des Weiteren gibt es auch aufschlussreiche kulturvergleichende Analysen zum Geschlechterverhältnis und dessen Wandel (Pfau-Effinger 2000). Sie zeigen in eindringlicher Weise die Pfadabhängigkeit dieser Entwicklung und belegt die große Bedeutung dieser Art von Forschung.

Die international vergleichende Familienpolitikforschung hat sich gut entwickelt (Gauthier 1998; Kaufmann et al. 1997; Kaufmann et al. 2002; Schulze 2000). Sie scheint mir allerdings zu sehr in einem geschichts- und kulturfreien Analysekontext abgehandelt zu werden. Der Versuch einer systematischen Analyse der Typik des Zusammenhangs wohlfahrtstaatlicher Intervention und Familienentwicklung, die in zahlreichen Veröffentlichungen mit unterschiedlichen Klassifikationsschemata untersucht wird, führt dabei sicherlich weiter (Esping-Andersen 1999; Künzler/Schulze/van Hekken 1999). Sie zeigt auf, dass wir es im Bereich der Ausbildung von Strukturen der Familienentwicklung mit pfadabhängigen Prozessen zu tun haben, die tief im institutionellen Erbe von Gesellschaften verankert sind.

Themen zu innerfamiliären Beziehungsprozessen sind gegenüber der Forschung zu den familiendemographischen und familienpolitischen Themen weitgehend ver-

nachlässigt worden. Dazu gehören am ehesten Studien, die sich mit den Konsequenzen des sich wandelnden Geschlechterverhältnisses beschäftigen (Blossfeld/Drobnič 2002; Künzler 1995; Künzler 2002). Die international vergleichende Forschung zu Intergenerationenbeziehungen dürfte mit dem *SHARE*-Programm starken Aufwind erfahren (Attias-Donfut/Ogg/Wolff 2005). Bislang ist aber hier die Forschungslandschaft nur sehr schwach besetzt (Nave-Herz 2002a).

4 Zusammenfassende Würdigung

Ich hebe zusammenfassend einige markante Aspekte hervor, welche die bisherigen Forschungsleistungen und den spezifischen Forschungsbedarf in der Zukunft deutlich machen.

Der Wandel der Familienformen und -verläufe ist demographisch und sozialstrukturell gut beschrieben. Doch bleiben an zentralen Stellen der demographischen Beschreibung der Familiendynamik weiße Flecken. Die Soziologie zu nicht-traditionellen Familienformen ist über einen deskriptiven Status noch wenig hinausgewachsen. Die umfassendere Analyse der *Wechselwirkung von Familienentwicklung und sozialer Ungleichheit* ist auf wenige klassische Dimensionen sozialer Ungleichheit begrenzt geblieben. Kumulationseffekte sozialer Ungleichheit sind nicht hinreichend erforscht. Der geschlechtsbezogene Bias der Familienforschung ist erkannt. Die Männer werden zunehmend Gegenstand familiensoziologischer Untersuchungen, diese sind aber noch weitgehend marginal.

Kulturelle und institutionelle Aspekte des Wandels der Familie sind systematisch unterbelichtet und scheinen mir bislang nicht tiefgreifend genug verstanden. Das mag an der theoretischen Dominanz von Differenzierungstheorien und demografischen Modellen gelegen haben, die für eine Beschreibung des familialen Wandels sehr hilfreich und instruktiv, für die Erklärung dieses Wandels aber weniger aufschlussreich waren. Die *Wechselbeziehungen zwischen Familie und gesellschaftlichen Teilsystemen* bzw. deren Repräsentanten sind auf bestimmte Bereiche verengt (Familie und Arbeitsmarkt) untersucht worden. Die familiensoziologische Forschung hat daher nur partiell einen profunden Stand im Hinblick auf familienpolitische Implikationen der aktuellen Entwicklung erreicht.

Den Forschungsstand zu *familieninternen Prozessen und Eltern-Kind-Beziehungen* kann man aus soziologischer Sicht nur als absolut unzureichend bezeichnen. Es konnten in diesem Zusammenhang eine Vielzahl von Themen genannt werden, zu denen die soziologische Familienforschung nur wenig beizutragen hat. Eine Ausnahme bilden die Untersuchungen zur *paar- und familieninternen Arbeitsteilung* im Haushalt. *Intergenerationale Beziehungen* sind während der letzten Jahre intensiver erforscht worden. Die Forschung hat das (sozial)strukturelle Wissen darum enorm vergrößert. So konnte sie die Thesen vom drohenden Zerfall von Familie und Intergenerationensolidarität nachhaltig widerlegen.

Die *akteursbezogene Analyse familialer Entwicklungsprozesse* hat große Fortschritte gemacht. Mit ihren komplexen Modellen wird sie mehr und mehr dem Zu-

sammenhangsgeflecht von Entwicklungsdimensionen und -ebenen gerecht, dem wir uns bei der Analyse der Familienentwicklung gegenübersehen. Sie kann sowohl die vertikale Mehrebenen- als auch die horizontale Lebensbereichsinterdependenz abbilden und die zeitliche Kontingenz der Prozesse berücksichtigen. Wesentliche mikro- und makrostrukturelle Ursachen des Wandels der Familie als Institution und als Teil individueller Lebensläufe sind identifiziert und in ihrer Wirkung beschrieben. Das Gleiche gilt für die Auflösung von Ehen und Familien. Die empirische Modellierung ist aber (sozial)strukturlastig. Somit ist die Ursachenforschung noch recht grob angelegt. Eine differenziertere, theoretisch besser angeleitete Beobachtung von familienbezogenen Entscheidungs- und Verhaltsverläufen in quantitativer und qualitativer Hinsicht steht daher noch aus.

Die *vergleichende Familienforschung* hat einen beachtlichen Stand erreicht. Das gilt im internationalen Maßstab mehr als im interregionalen Vergleich, wenn man vom Ost-West-Vergleich einmal absieht, zu dem es schon eine große Zahl von Studien gibt.

Unter *methodischen Gesichtspunkten* lassen sich folgende Schlussfolgerungen ergänzen: Die Längsschnitorientierung hat sich in der Familienforschung in allen Bereichen durchgesetzt. Sie kann Familienverläufe und deren Interdependenz mit anderen Bereichen des Lebensverlaufs sowie die sich wandelnden strukturellen und institutionellen Rahmenbedingungen quantitativ und in Ansätzen qualitativ modellieren (Blossfeld/Huinink 2002; Huinink 1995; Kühn 2004; Schneewind et al. 1996). Die Möglichkeiten der Längsschnittanalyse von Familienverläufen und familieninternen Prozessen sind gleichzeitig noch begrenzt. Die Datenlage ist sowohl in Bezug auf die längsschnittliche Familienberichterstattung als auch bezogen auf die erklärende Analyse familialer Prozesse unzureichend. Die vorhandenen Instrumente sind nicht ausreichend und die verfügbaren Fallzahlen sind angesichts der Tatsache, dass häufig relativ seltene Ereignisse untersucht werden, zu klein (vgl. Kopp 1997). Es gibt auch wenig ausgearbeitete Konzepte einer längsschnittlichen und theoriegeleiteten, qualitativ angelegten „Tiefenforschung“, die eine gehaltvolle Erweiterung des Programms einer differenzierten Analyse der Familienentwicklung unterstützen würden.

Insbesondere die prospektive Forschung ist in den Bereichen zu wenig ausgebaut, wo sie besonders dringend gebraucht wird.

5 Herausforderungen und Aufgaben der soziologischen Familienforschung

In seinem Beitrag zu einem von Michael Klein herausgegeben Band mit Beiträgen zu einer Veranstaltung der Familiensektion der DGS und der René-König-Gesellschaft stellt Uwe Schmidt verschiedene Phasen der deutschen Familiensoziologie in der Nachkriegszeit vor (Schmidt 2006). Einer Konstituierungsphase, in der das Verhältnis von Gesellschaft und Familie konzeptuell und empirisch besonders im Vordergrund steht, folgen laut Schmidt während der „Hochzeit“ der bürgerlichen Familie in der Bundesrepublik Phasen der Stagnation, Restauration und der Latenz,

in denen die Vehemenz der Familiensoziologie der ersten Nachkriegsjahre erlahmt, das strukturfunktionalistisch unterfütterte Modell der Normalfamilie dominiert, aber wenig Impulse zu liefern scheint. In den 1970er Jahren findet die Familiensoziologie als neues dominantes, die gesamte Forschungslandschaft prägendes Thema die (schichtspezifische) Sozialisationsforschung, die sich aber als zu einfach angelegt erweist. Auch die sozialökologische Wende kann nicht verhindern, dass die Sozialisationsforschung in der Familiensoziologie ihre herausragende Stellung verliert. Diese wird nach Schmidt ab Mitte der 1980er Jahre von der Lebensformenforschung übernommen. Er bringt diesen Umstand mit dem Aufkommen der Individualisierungstheorie zusammen. Meine Wahrnehmung ist, dass dieses mindestens nur die halbe Wahrheit ist. Entscheidender war aus meiner Sicht, dass sich nach der Bereitstellung der entsprechenden methodischen Instrumentarien und nach der Ablösung des gerade erst entwickelten, aber zu starren und zu makroanalytischen Konzepts der Kohortenanalyse durch die Lebensverlaufanalyse eine neue Forschungspraxis durchsetzen konnte, die auf die Analyse standardisierter Verlaufsdaten ausgerichtet war. Die Familiensoziologie hat damit auch zu einer Reformierung der familienbezogenen Demografie beigetragen. Für die Zeit seit Mitte der 1990er Jahre konstatierte Schmid einen „impliziten Methodenstreit“ zwischen quantitativer und qualitativer Forschung, erneute Gegenstandssuche sowie einen selbstverschuldeten Bedeutungsverlust der Familiensoziologie. Die ersten beiden Punkte mag man unterschiedlich sehen, letzterem ist – leider muss man sagen – zustimmen. Schmidt resümiert: „Es ließe sich bezüglich des familiensoziologischen Themenkanons von einer zweiten Phase der Latenz sprechen, wenn sie nicht mit Blick auf die Entwicklung in den vergangenen Jahren, die an vielen Stellen durch einen Abbau primär familiensoziologisch ausgerichteter Forschungsschwerpunkte an deutschen Hochschulen geprägt ist, einher ginge mit einem zunehmenden institutionellen Bedeutungsverlust“ (Schmidt 2004: 30). Uwe Schmidt führt als Gründe eine mangelnde Integration der Forschungsergebnisse, eine unzureichende theoretische und methodische Reflexion und ein fehlendes Selbstbewusstsein bezüglich der Festlegung eines genuinen Gegenstandsbereichs der Familiensoziologie an. Laufen der Soziologie andere Disziplinen in der Familienforschung den Rang ab? In den zur Zeit dominanten Forschungsfeldern der Familiensoziologie (makro- und mikrostrukturelle Analysen) steht sie in direkter Konkurrenz mit der Familiendemographie und der Ökonomie, die beanspruchen, das mittlerweile genauso gut zu können. Im Bezug auf die familiäre Beziehungsebene hat sie den verschiedenen Fächern der Psychologie und Pädagogik das Feld überlassen. Wo ist da noch der genuine Ort der Familiensoziologie?

Es ist an der Zeit, die Position der Familiensoziologie zu reflektieren und sie möglicherweise neu aufzustellen, wie es heute so schön heißt. Ich will dazu thesenhaft in vier plus zwei Punkten einige konkretere Überlegungen formulieren.

1. Kulturelle und soziale Determinanten der Familienentwicklung: Die heute stark auf strukturelle Faktoren abziehende Familienforschung hinterlässt Erklärungslücken, die eine stärkere Integration der kulturellen Dimension und subjektiver Determinanten familialer Entwicklung in die Analyse erfordern.

Die eigene Erfahrung mit Defiziten einer rein strukturell angelegten Familiensoziologie, einfache Ost-West-Unterschiede im Familienverhalten zu erklären, hat

mich zu dieser Überzeugung kommen lassen. Ähnliches lässt sich für die Erklärung der Dynamik des Wandels der Familie allgemein sagen. Auf der gesellschaftlichen Ebene geht es um eine stärkere Berücksichtigung kultureller und institutioneller Faktoren. Auf der Ebene der sozialen Kontexte bedarf es einer stärkeren Berücksichtigung sozialer Einflussprozesse und der dahinterstehenden Interaktionszusammenhänge. Bezogen auf die individuelle Ebene geht es um eine stärkere Berücksichtigung subjektiver Faktoren individueller Entscheidungsprozesse und ihrer Rahmung. Diese Zielsetzung familiensoziologischer Forschung verlangt ein geeignetes konzeptuelles Instrumentarium, das durch moderne mehrbenenanalytisch angelegte Handlungstheorien geboten wird. Bernhard Nauck und Ute Schönplflug etwa haben dazu in ihrer Einführung zu einem Sammelband über „Familie in verschiedenen Kulturen“ einen Vorschlag unterbreitet (Nauck/Schönplflug 1997). Sie postulieren ein mehrbenenanalytisches Forschungsprogramm, in dem eine handlungstheoretisch begründete Mikroanalyse mit dem Studium gesellschaftlicher Rahmenbedingungen verknüpft wird, das sozialräumliche Kontexte, soziale Beziehungsstrukturen und die institutionelle Struktur einer Gesellschaft mit ihren relevanten Facetten besser erfasst (vgl. Bertram 2004).

Diese Forderung bezogen auf eine Justierung der Familiensoziologie zieht drei methodisch-konzeptionelle Konsequenzen nach sich:

2. *Innovation der familiensoziologischen Empirie:* Mit dem gegebenen methodischen Instrumentarium wird der Wandel beobachtet und fortgeschrieben. Eine lebenslauf- und handlungstheoretische Orientierung der empirischen Familiensoziologie eröffnet aber Möglichkeiten für die zukünftige Forschung, die bisher nicht adäquat ausgeschöpft werden können. Es fehlt vielfach das methodische Instrumentarium und es fehlen die Daten, sie umzusetzen. Dieses Defizit kann nur beseitigt werden, wenn eine Innovation des methodischen Instrumentariums der Familienforschung herbeigeführt wird. Mit dem Querschnittsdesign früherer Studien oder Panelstudien, deren Wellen weit auseinander liegen, kann dem theoretischen Anspruch der erklärenden Familienforschung nicht mehr genüge getan werden. Es ist präziser und zeitnaher zu erforschen, wie sich der Beziehungs- und Familienverlauf und die anderen Dimensionen des Lebens(laufs) von Menschen verbinden und im Rahmen der individuellen Wohlfahrtsproduktion in Wechselwirkung miteinander stehen. Wir erkennen, dass wir gerade in der Familienforschung, wiewohl in der Erforschung des Privaten generell, gar nicht „nahe genug“ an die Menschen herankommen können, um einen Handlungsbereich erfolgreich untersuchen zu können, in dem (vermeintlich oder nicht) die Handlungsfreiheit noch relativ groß und strukturelle Restriktionen des Handelns weniger ausschließen als in anderen Lebensbereichen. So ist zum Beispiel darüber nachzudenken, ob es sich noch als sinnvoll erweist, zeitlich starr angelegten Erhebungsdesigns zu folgen. Alternativ könnte man auch flexiblere Erhebungsstrategien erproben, die näher an den Ereignissen und an den Entscheidungsprozessen der Individuen sind und anlassbegründet die Daten erheben. Das geplante Beziehungs- und Familienpanel das zurzeit im Rahmen eines DFG-Schwerpunktprogramms vorbereitet wird, soll im Hinblick auf die diagnostizierten Defizite Abhilfe schaffen. Ob es gelingt, wird zu sehen sein.

3. *Interdisziplinäre Öffnung der empirischen Familiensoziologie*: Geboten ist die Entwicklung hin zu einer Familienforschung, die zu einem umfassenderen Verständnis von Familie gelangt, als es eine Familiensoziologie allein könnte. Die wissenschaftliche Forschung zur Familie wird der Komplexität ihres Untersuchungsgegenstandes nur gerecht, wenn sie disziplinenübergreifend angelegt ist. Disziplinen wie die Biologie/Genetik, Demographie, Geschichtswissenschaft, Ökonomie, Pädagogik, Philosophie, Politologie, Psychologie, Rechtswissenschaft u. a. sind hier zu nennen. Die Trennung nach disziplinär zugeordneten Forschungsfragen führt zu einer Ineffizienz und Redundanz von Forschung, die wegen der verbreiteten, auch der gezielten Abgrenzung dienenden Eigenart der Begriffs- und Theoriepflege auch noch kaum wahrgenommen wird. Zum anderen trägt sie zu einer Einengung von Forschungsprogrammen bei, die dem Forschungsgegenstand nicht angemessen ist. Es ergibt zum Beispiel keinen Sinn, eine differenzierte dynamische Modellierung von individuellen Entscheidungsprozessen sowie paarbezogenen und innerfamilialen Entwicklungsverläufen allein aus soziologischer Perspektive oder allein aus psychologischer Perspektive zu untersuchen.¹⁵ Wie in der sozialwissenschaftlichen Forschung allgemein, so ist auch in der Familienforschung eine zu geringe Durchlässigkeit und Kompatibilität der disziplinären Ansätze zu beklagen, die integrierte Forschung ermöglichen könnte. Versuche dazu hat es gegeben, wie etwa das Bamberger Ehepaar-Panel, in dem die soziologische und psychologische Forschung nach meinem Eindruck allerdings relativ stark nebeneinander stehen blieben.

Das Gebot zur Interdisziplinarität bezieht mit ein, dass die Familiensoziologie mit zahlreichen speziellen Soziologien und der Allgemeinen Soziologie verknüpft sein muss. Man kann zur Ausdifferenzierung der Soziologie in verschiedene Teildisziplinen stehen wie man will. Dem Votum zu folgen, die Familiensoziologie mit einer Soziologie der Lebensformen zu identifizieren (Richter 2000), würde dem Forschungsgegenstand nicht gerecht. Ein zentraler Bestandteil einer Soziologie der Lebensformen ist sie aber allemal.

4. *International vergleichende Forschung*: Schließlich kann dem Postulat einer kulturell und strukturell gleichgewichtig ausgerichteten Familienforschung nicht Genüge geleistet werden, wenn die international vergleichende Forschung nicht obligatorisch wird. In der europäischen Familiendemographie droht sich allerdings das Deskriptions-„Paradigma“ des „zweiten demographischen Übergangs“ zu verfestigen. Eine ertragreiche international vergleichende Familienforschung ist damit zu erreichen. Diese dürfte eher in qualitativen Vergleichen im Rahmen von *Small-Cases-Designs* zu realisieren sein als mit linearen Modellen, in denen Makroparameter einer Vielzahl von Ländern zueinander in Beziehung gesetzt werden. In diesem Sinne erweist sich der „Ost-West-Vergleich“ in Deutschland empirisch als überaus ertragreich und instruktiv und er gibt uns bis heute einige Rätsel auf.

Bezogen auf die inhaltlichen Schwerpunkte möchte ich zwei Plädoyers anschließen:

15 Mir hat dieses schon in Bezug auf die Entscheidungstheorien nie eingeleuchtet. Hier liegen, wie etwa das voluminöse Werk von Heckhausen (Heckhausen/Heckhausen 2005) zeigt, zahlreiche Vorschläge der Modellierung vor, die bislang kaum von der Soziologie wahrgenommen worden sind.

5. *Leistungen und zur Leistungsfähigkeit der Familie:* Zu einer vorausschauenden Soziologie gehört, sich wieder intensiver mit der Frage der Leistungsfähigkeit der Familie und den Voraussetzungen ihrer Leistungsfähigkeit auseinanderzusetzen. Ohne in den Verdacht geraten zu wollen, dem Ende der Familie als veraltete und nicht leistungsfähige Form intimen Zusammenlebens und Rahmen kindlicher Sozialisation das Wort zu reden, wird man in der Soziologie eine kritische Familienforschung beleben müssen, die systematisch die Leistungsfähigkeit der heutigen Familie unter den gegebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf den Prüfstand stellt. Diese Frage nach der Leistungsfähigkeit ist immer damit verbunden, zu fragen: Welches sind die Voraussetzungen dafür, dass Familien – in welcher Form auch immer – ihre Leistungsfähigkeit erhalten?

Und um das klar zu machen: Ich verstehe unter Leistungsfähigkeit der Familie nicht, wie viele Kinder die Familie zum Erhalt der Bevölkerung beiträgt.¹⁶ Gehen wir daher das Problem aus einer anderen Perspektive an! In der Soziologie werden die „Kosten“ von Kinderlosigkeit (Opportunitätskosten der Konzentration auf nicht-familiale Tätigkeitsfelder) nicht hinreichend thematisiert. Was ist der Wert von Familie(nbeziehungen) für die Individuen und für die Gesellschaft? Wie kann man die Familie und Elternschaft davor bewahren, zu einem Luxusgut zu werden, weil sie als befriedigende soziale Beziehung nur dann verwirklicht werden kann, wenn man über hinreichend materielle Ressourcen verfügt und weil andernfalls pathologische Beziehungen, Verarmung oder Exklusion drohen?

In besonderer Weise begründet dieses Plädoyer eine Verstärkung der Forschung zu den ausländischen Familien in Deutschland. Die ausländische Familie erscheint uns in vielerlei Hinsicht noch wie eine „*black box*“. In der derzeitigen Diskussion um Integration und Gewalt in der Schule lässt den Aspekt der Familie fast vollständig außen vor. Die Ignoranz grundlegender Prinzipien und Erkenntnisse der Familiensoziologie und Sozialisationsforschung gegenüber ist frappierend. Der Bezug zu dem Plädoyer einer Forschung, die den Kulturbezug stärker macht, liegt auf der Hand.

6. *Zukunft der Familie:* Trotz des beträchtlichen Forschungsstandes und der Gewissheit, dass die Familie nicht stirbt, stehen wir im Hinblick auf sichere Prognosen zur

16 Ich verstehe darunter auch nicht, mit dem Schreckgespenst einer schrumpfenden Bevölkerung im Gepäck auf Vorstellungen überzugehen, die der Quantität des Kinderoutputs von Familien gefährlich viel Raum zubilligen. Dazu müssen wir eine Auseinandersetzung in der Familiensoziologie führen. Ich kann meine Position hier schon kundtun: Widerstehen wir dem Versuch, dem politischen Trend der Diskussion um Kinderzahlen zu folgen. Eine darauf ausgerichtete Familien- und Bevölkerungspolitik führt meines Erachtens schon aus theoretischen Gründen in die Irre und trägt dazu bei, die Systemlogik ein weiteres Stück in die Lebenswelt der Menschen einzupflanzen, sie zu kolonialisieren im wahrsten historischen Sinne des Wortes. Ich würde nicht auf die offen und latent pronatalistischen Argumente umschwenken, die nur allzu schnell Familie als instrumentelles Funktionselement gesellschaftlicher Reproduktion erscheinen lassen. Das würde den eigentlichen Gehalt familialer Beziehungen unterminieren. Familien gründet man nicht für den Staat und die Gesellschaft und wenn, dann wäre das problematisch. Familien vermitteln und sichern die Sozialität der Menschen. Dazu müssen sie in der Lage sein und das gilt es zu sichern.

Zukunft der Familie und ihrer zukünftigen Struktur nicht besonders gut da. Die Vorstellung, dass es stabile Familienformen gebe, die nicht dem traditionellen bürgerlichen Familienbild entsprechen, scheint für viele noch so abwegig zu sein, dass die Phantasie in Bezug auf Szenarien zukünftiger Entwicklungen erlahmt. Stattdessen überlassen wird das Feld den Trendforschern, die theorieelos, aber publikumswirksam ihre Ideen vermarkten (Rust 2006). Wir brauchen ein empirisch gesättigtes (post)modernes Paradigma der Familiensoziologie, das den auch in der Familiensoziologie selbst allzu einfach vorgetragenen Trendhypothesen entgegen gestellt wird. Ich schlage eine gemeinsame Initiative vor, um ein koordiniertes Forschungsprogramm zu verabreden, das die Familiensoziologie in dieser Sache voran und öffentlich ins Gespräch bringt. Eine entsprechende Initiative könnte das von Schmidt eingeforderte integrative Moment der familiensoziologischen bzw. familienwissenschaftlichen Forschung neu stärken und der Familiensoziologie in der Deutschland eine Stimme geben.

Literatur

- Allmendinger, J./Ludwig-Mayerhofer, W./von Stebut, J./Wimbauer, C. (2001). Gemeinsam leben, getrennt wirtschaften? Chancen und Grenzen der Individualisierung in Partnerschaften. In: Beck, U./Bonß, W. (Hrsg.). *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 203-215.
- Andersson, G. (2000). The impact of labour-force participation on childbearing behaviour: Pro-cyclical fertility in Sweden during the 1980s and the 1990s. *European Journal of Population*, 16, p. 293-333.
- Andersson, G./Philipov, D. (2002). Life-table representations of family dynamics in Sweden, Hungary, and 14 other FFS countries. *Demographic Research* 7, Article 4.
- Andreas, H.-J. /Borgloh, B./Güllner, M./Willing, K. (2003). Wenn aus Liebe rote Zahlen werden. Über die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Arranz Becker, O./Rüssmann, K./Hill, P. B. (2005). Wahrnehmung und Bewältigung von Konflikten und die Stabilität von Partnerschaften. *Zeitschrift für Familienforschung*, 17, S. 251-278.
- Attias-Donfut, C./Ogg, J./Wolff, F.-C. (2005). European patterns of intergenerational financial and time transfers. *European Journal of Aging*, 2, p. 161-173.
- Bade, K. J./Dietze-Papakyriakou, M./Homann-Nowotny, H.-J./Nauk, B./Schweitzer, R. (Hrsg.) (2000). Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation – Lebensalltag – Rechtliche Rahmenbedingungen. 3 Bände, Opladen: Leske + Budrich.
- Bagozzi, R. P./van Loo, M. F. (1988). An investigation of the relationship between work and family size decisions over time. *Multivariate Behavioral Research*, 23, p. 3-34.
- Beck-Gernsheim, E. (1991). *Technik, Markt und Moral – Über Reproduktionsmedizin und Gentechnologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E. (1998). *Was kommt nach der Familie?* München: Beck.
- Becker, R. (2000). Klassenlage und Bildungsentscheidungen. Eine empirische Anwendung der Wert-Erwartungstheorie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 52, S. 450-475.
- Becker, R./Lauterbach, W. (2002). Familie und Armut in Deutschland. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 159-182

- Bengtson, V. L. (2001). Beyond the nuclear family: The increasing importance of multi-generational bonds (The Burgess Award lecture). *Journal of Marriage and the Family*, 63, p. 1-16.
- Bengtson, V. L. et al. (2002). Solidarity, conflict, and ambivalence: Complementary or competing perspectives on intergenerational relationships? *Journal of Marriage and the Family*, 64, p. 568-576.
- Bertram, H. (2002). Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Eine Lebensform von Familien im 21. Jahrhundert. *Berliner Journal für Soziologie*, 12, S. 517-529.
- Bertram, H. (2004). Familie und Familienentwicklung im sozialhistorischen Kontext. Von differenzierungstheoretischen Interpretationen der Familienentwicklung zu sozialhistorischen Mehrebenenmodellen. In: Klein, M. (Hrsg.). *Themen und Konzepte in der Familiensoziologie der Nachkriegszeit*. Würzburg: Ergon, S. 49-68.
- Bien, W. (1996). *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W./Hartl, A./Teubner, M. (Hrsg.) (2003). *Stieffamilien in Deutschland: Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W./Marbach, J. (Hrsg.) (2005). *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W./Schneider, N. F. (Hrsg.) (1998). *Kind ja – Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bien, W./Ratgeber, R. (2004). Familien in prekären Lebenslagen – zur politischen Relevanz der Untersuchungsergebnisse. In: Bien, W./Weidacher, A. (Hrsg.). *Leben neben der Wohlfahrtsgesellschaft*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS, S. 229-242.
- Blossfeld, H.-P. (Hrsg.) (1995). *The new role of women. Family formation in modern Europe*. Boulder: Westview Press.
- Blossfeld, H.-P./Drobníč, S. (Hrsg.) (2002). *Careers of couples in contemporary society. From male breadwinner to dual-earner families*. New York: Oxford University Press.
- Blossfeld, H.-P./Huinink, J. (1991). Human capital investments or norms of role transition? How women's schooling and career affect the process of family formation. *American Journal of Sociology*, 97, p. 143-168.
- Blossfeld, H.-P./Huinink, J. (2002). Lebensverlaufsforshung als sozialwissenschaftliche Forschungsperspektive. Themen, Konzepte, Methoden und Probleme. *BIOS*, 14, S. 5-31.
- Bochardt, A./Stöbel-Richter, Y. (2004). Die Genese des Kinderwunsches bei Paaren – eine qualitative Studie. *Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 114*. Wiesbaden.
- Born, C./Krüger, H. (2001). *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*. Weinheim/München: Juventa.
- Brüderl, J. (2004). Die Pluralisierung der partnerschaftlichen Familienformen in Westdeutschland und Europa. Aus *Politik und Zeitgeschichte*, B19/2004, S. 3-10.
- Brüderl, J./Diekmann, A./Engelhardt, H. (1997). Erhöht eine Probeehe das Scheidungsrisiko? Eine empirische Untersuchung mit dem Familiensurvey. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 49, S. 205-222.
- Brüderl, J./Klein, T. (1991). Bildung und Familiengründung: Institutionen- versus Niveaueffekt. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 17, S. 323-335.
- Brüderl, J./Klein, T. (2003). Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland, 1960–2000. In: Bien, W./Marbach, J. (Hrsg.). *Partnerschaft und Familiengründung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 189-217.
- Brewster, K. L./Rindfuss, R. R. (2000). Fertility and women's employment in industrialized nations. *Annual Review of Sociology*, 26, p. 271-296.

- Büchner, P./Koch, K. (2001). *Von der Grundschule in die Sekundarstufe. Der Übergang aus Kinder- und Elternsicht*. Opladen: Leske + Budrich.
- Budig, M. J. (2003). Are women's employment and fertility histories interdependent? An examination of causal order using event history analysis. *Social Science Research*, 32, p. 376-401.
- Burkart, G. (1997). *Lebensphasen – Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück?* Opladen: Leske + Budrich.
- Busch, F. W./Nauck, B./Nave-Herz, R. (Hrsg.) (1999). *Forschungsfelder der Familienwissenschaft*. Würzburg: Ergon.
- Butterwegge, Ch. (Hrsg.) (2000). *Kinderarmut in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen und Gegenmaßnahmen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Butterwegge, Ch./Kluntz, M. (Hrsg.) (2003). *Kinderarmut und Generationengerechtigkeit*. Opladen: Leske + Budrich.
- Carrasco, R. (2001). Binary choice with binary endogenous regressors in panel data: Estimating the effect of fertility on female labor participation. *Journal of Business and Economic Statistics*, 19, p. 385-394.
- Cohen, P. N./MacCartney, D. (2004). Inequality and the family. In: Scott, J./Treas, J./Richard, M. (Hrsg.). *The Blackwell Companion to the sociology of families*. Oxford: Blackwell, p. 181-190.
- Conger, R. D./Elder, G. H. Jr. (Hrsg.) (1994). *Families in troubled times*. New York: Aldine de Gruyter.
- Diefenbach, H. (2000). *Intergenerationale Scheidungstransmission in Deutschland*. Würzburg: Ergon.
- Diekmann, A./Engelhardt, H. (1995). Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos. Eine empirische Untersuchung der Transmissionshypothese mit dem deutschen Familiensurvey. *Zeitschrift für Soziologie*, 24, S. 215-228.
- Diekmann, A./Weick, S. (1992). *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Dorau, R. (2004). Die zentralen Faktoren prekärer Lebenslagen. In: Bien, W./Weidacher, A. (Hrsg.). *Leben neben der Wohlfahrtsgesellschaft*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS, S. 149-161.
- Dorbritz, J./Fux, B. (1999). *Einstellungen zur Familienpolitik in Europa*. Opladen: Leske + Budrich.
- Dorbritz, J. (2004a). Demographische Trends und Hauptergebnisse der deutschen Population Policy Acceptance Study (PPAS). *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 29, S. 315-328.
- Dorbritz, J. (2004b). Demographisches Wissen, Einstellung zum demographischen Wandel und Ursachen des Geburtenrückgangs. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 29, S. 329-362.
- Dornseiff, J.-M./Sackmann, R. (2003). Familien-, Erwerbs- und Fertilitätsdynamiken in Ost- und Westdeutschland. In: Bien, W./Marbach, J. H. (Hrsg.). *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey*. Opladen: Leske + Budrich, S. 309-348.
- Dronkers, J. (1999). The effects of parental conflicts and divorce on the well-being of pupils in Dutch secondary education. *European Sociological Review*, 15, p. 195-212.
- Eckard, J./Klein, T. (2006). *Männer, Kinderwunsch und generatives Verhalten*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS.
- Engelhardt, H. (2002). *Zur Dynamik von Ehescheidungen*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Engelhardt, H./Kögel, T./Prskawetz, A. (2004). Fertility and female employment reconsidered: A macro-level time series analysis for developed countries. *Population Studies*, 58, p. 109-120.
- Engelhardt, H./Prskawetz, A. (2004). On the changing correlation between fertility and female employment over space and time. *European Journal of Population*, 20, p. 35-62.

- Engster, H./Menning, S. (2003). Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Esping-Andersen, G. (1999). *Social foundations of postindustrial economies*. Oxford: University Press.
- Esser, H. (2002). Ehekrisen: Das Re-Framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. *Zeitschrift für Soziologie*, 31, S. 472-496.
- Festy, P./Prioux, F. (2002). *An evaluation of the fertility and family surveys project*. New York: Geneva.
- Frick, J. R./Schneider, T. (Hrsg.) (2004). *Biography and life history data in the German Socio-Economic Panel (Up to Wave T, 2003)*. Berlin: DIW.
- Gauthier, A. (1998). *The state and the family*. New York: Oxford University Press.
- Geulen, D. (2004). Ungelöste Probleme im sozialisationstheoretischen Diskurs. In: Geulen, D./Veith, H. (Hrsg.). *Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven*. Stuttgart: Lucius & Lucius, 3-20.
- Grundmann, M. (Hrsg.) (1999). *Konstruktivistische Sozialisationsforschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Grundmann, M./Lüscher, K. (Hrsg.) (2000). *Sozialökologische Sozialisationsforschung*. Konstanz: UVK.
- Hank, K. (2002). Regional social contexts and individual fertility decisions: A multilevel analysis of first and second births in Western Germany. *European Journal of Population*, 18, p. 281-299.
- Hank, K. (2003). Eine Mehrebenenanalyse regionaler Einflüsse auf die Familiengründung westdeutscher Frauen in den Jahren 1984 bis 1999. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55, S. 79-98.
- Hank, K. (2004). Wo Mann sich traut – Heiratsentscheidungen westdeutscher Männer im räumlichen Kontext. *Soziale Welt*, 55, S. 307-316.
- Hank, K./Tölke, A. (2005). Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung: Untersuchungen zu Partnerschaft und Elternschaft bei Männern. In: Tölke, A./Hank, K. (Hrsg.). *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS-Verlag (Sonderheft 4 der Zeitschrift für Familienforschung), S. 7-17.
- Hartmann, J. (2003). *Ehestabilität und soziale Einbettung*. Würzburg: Ergon.
- Heckhausen, J./Heckhausen, H. (2005). *Motivation und Handeln*. Berlin: Springer.
- Helferich, C./Klindworth, H./Wunderlich, H. (2002). *Frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Helferich, C./Klindworth, H./Wunderlich, H. (2005). *Männer leben. Studie zu Lebensläufen und Familienplanung – Vertiefungsbericht*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Hetherington, E. M./Kelly, J. (2002). *For better or for worse: Divorce reconsidered*. London, New York: Norton & Co.
- Hill, P. B. (2004). Einleitung. In: Hill, P. B. (Hrsg.). *Interaktion und Kommunikation. Eine empirische Studie zu Alltagsinteraktion, Konflikten und Zufriedenheit in Partnerschaften*. Würzburg: Ergon, S. 7-9.
- Hill, P. B./Kopp, J. (2004). *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS.
- Hoem, J. M./Arnstein, A./Andersson, G./Baizán Munoz, P./Billari, F. C./Engelhardt, H./Fürnkranz-Prskawetz, A./Hank, K./Huinink, J./Kohler, H.-P./Kohlmann, A./Kreyenfeld, M./Neyer, G. R./Vikat, A. (2000). Concepts for a second round of fertility and family surveys in Europe with particular attention paid to persons of reproductive/working age. In: UNECE (Hrsg.). *Generations and Gender Programme: Exploring future research and*

- data collection options*. New York, Genf: United Nations Economic Commission for Europe.
- Hradil, S. (1987). *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hradil, S. (2001). *Soziale Ungleichheit*. Opladen: Leske + Budrich.
- Huinink, J. (1995). *Warum noch Familie?* Frankfurt/M.: Campus.
- Huinink, J./Wagner, M. (1998). Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen. In: Friedrichs, J. (Hrsg.). *Die Individualisierungsthese*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 85-106.
- Huinink, J. (2000). Bildung und Familienentwicklung im Lebensverlauf. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 3, S. 209-227.
- Huinink, J. (2002). Polarisierung der Familienentwicklung in europäischen Ländern im Vergleich. In: Schneider N./Matthias-Bleck, H. (Hrsg.). *Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben*. Opladen: Leske + Budrich (Sonderheft 2 der Zeitschrift für Familienforschung, S. 49-74).
- Huinink, J./Konietzka, D. (2003). Lebensformen und Familiengründung. Nichtehelele Elternschaft in Ost- und Westdeutschland in den 1990er Jahren. In: Bien, W./Marbach, J. H. (Hrsg.). *Partnerschaft und Familiengründung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 65-93.
- Hullen, G. (2005). *Zum Generations and Gender Survey (GGS). Die Befragung zu Generationen- und Geschlechterbeziehungen in Deutschland*. Manuskript. Wiesbaden.
- Kaufmann, F.-X. (1995). *Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen*. München: Beck.
- Kaufmann, F.-X./Strohmeier, K. P. (1988). Partnerbeziehungen und Familienentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Generatives Verhalten im sozialen und regionalen Kontext. *Schriftenreihe des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Heft 50*. Düsseldorf.
- Kaufmann, F.-X./Kuijsten, A./Schulze, H.-J./Strohmeier, K. P. (Hrsg.) (1997). *Family life and family policies in Europe. Vol.1: Structures and trends in the 1980s*. Oxford: Clarendon Press.
- Kaufmann, F.-X./Kuijsten, A./Schulze, H.-J./Strohmeier, K. P. (Hrsg.) (2002). *Family life and family policies in Europe. Vol. 2: Problems in comparative perspective*. Oxford: Clarendon.
- Kaufmann, F.-X. (2005). *Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kenjoh, E. (2003). New mothers' employment and public policy in the UK, Germany, the Netherlands, Sweden, and Japan. *Labor*, 19, p. 5-49.
- Klaus, D./Steinbach, A. (2002). Determinanten innerfamiliärer Arbeitsteilung. Eine Betrachtung im Längsschnitt. *Zeitschrift für Familienforschung*, 1-2002, S. 21-43.
- Klein, M. (Hrsg.) 2006. *Themen und Konzepte in der Familiensoziologie der Nachkriegszeit*. Würzburg: Ergon.
- Klein, T. (1999). Pluralisierung versus Umstrukturierung am Beispiel partnerschaftlicher Lebensformen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, S. 469-490.
- Klein, T./Kopp, J. (Hrsg.) (1999). *Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht*. Würzburg: Ergon.
- Klein, T./Lauterbach, W. (Hrsg.) (1999). *Nichtehelele Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Klijzing, E./Corijn, M. (Hrsg.) (2005). *Dynamics of fertility and partnership in Europe. Insights and lessons from comparative research, Vol. 2*. Geneva, New York: United Nations.
- Koch, A./Wasmer, M. (2001). Konzeption und Durchführung der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) 2000. *ZUMA Methodenbericht 01/05*.

- Kohli, M. (1985). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, S. 1-29.
- Kohli, M. et al. (2000). Generationenbeziehungen. In: Kohli, M./Kühnemund, H. (Hrsg.). *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Opladen: Leske + Budrich, S. 176-211.
- Kohli, M./Szydlik, M. (Hrsg.) (2000). *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich.
- Konietzka, D./Huinink, J. (2003). Die De-Standardisierung einer Statuspassage? Zum Wandel des Auszugs aus dem Elternhaus und des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland. *Soziale Welt*, 54, S. 285-312.
- Konietzka, D./Kreyenfeld, M. (2005). Nichteheliche Mutterschaft und soziale Ungleichheit im familialistischen Wohlfahrtsstaat. Zur sozioökonomischen Differenzierung der Familienformen in Ost- und Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 57, S. 32-61.
- Kopp, J. (Hrsg.) (1997). *Methodische Probleme der Familienforschung*. Frankfurt/M.: Campus.
- Kreyenfeld, M. (2001). Employment and fertility – East Germany in the 1990s. Dissertation. Rostock.
- Kreyenfeld, M. (2002). Time squeeze, partner effect or self-selection? An investigation into the positive effect of women's education on second birth risks in West Germany. *Demographic Research*, 7, Article 2.
- Krüger, H. (2003). Familienleben – mit Weitblick? Institutionenlogiken und staatliche Interventionspolitik. In: Allmendinger, J. (Hrsg.). *Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Teil 2*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kühn, T. (2003). *Berufsbiographie und Familiengründung*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Künzler, J./Schulze, H.-J./van Hekken, S. (1999). Welfare states and normative orientations toward women's employment. *Comparative Social Research* 18, p. 197-225.
- Künzler, J. (1995). Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: Die Beteiligung von Männern im Haushalt im internationalen Vergleich. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 13, S. 115-132.
- Künzler, J. et al. (2001). *Gender division of labour in unified Germany*. Tilburg: Tilburg University Press.
- Künzler, J. (2002). Paths towards a modernization of gender relations, policies, and family building. In: Kaufmann, F.-X./Kuijsten, A./Schulze, H.-J./Strohmeier, K. P. (Eds.). *Family life and family policies in Europe. Volume 2: Problems in comparative perspective*. Oxford: Clarendon, p. 252-298.
- Lamnek, S./Ottermann, R. (2004). *Tatort Familie. Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext*. Opladen: Leske + Budrich.
- Lauterbach, W./Klein, T. (1997). Altern im Generationenzusammenhang. Die gemeinsame Lebenszeit von Eltern und Kindern, Großeltern und Enkeln. In: Mansel, J./Rosenthal, G./Tölke, A. (Hrsg.). *Generationen-Beziehungen. Austausch und Tradierung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 109-120.
- Lauterbach, W./Lange, A./Wüest-Rudin, D. (1999). Familien in prekären Einkommenslagen. Konsequenzen für die Bildungschancen von Kindern in den 80er und 90er Jahren. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 2, S. 361-385.
- Lauterbach, W. (2004). *Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. Zum Wandel der Familienstruktur in der zweiten Lebenshälfte*. Würzburg: Ergon.
- Lenz, K. (1998). *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lenz, K. (2003). Familie – Abschied von einem Begriff? *Erwägen Wissen Ethik*, 14, S. 485-563.

- Lesthaeghe, R. (1993). Der zweite demographische Übergang in den westlichen Ländern: Eine Deutung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 18, S. 313-354.
- Lesthaeghe, R. (Hrsg.) (2002). *Meaning and choice: Value orientations and life course decisions*. The Hague: NIDI.
- Lesthaeghe, R./Moors, G. (2000). Recent trends in fertility and household formation in the industrialized world. *Review of Population and Social Policy*, 9, p. 121-170.
- Lettke, F. (Hrsg.) (2003). *Erben und Vererben: Gestaltung und Regulation von Generationenbeziehungen*. Konstanz: UVK.
- Liefbroer, A. C./Corijn, M. (1999). Who, what, where, and when? Specifying the impact of educational attainment and labour force participation on family formation. *European Journal of Population*, 15, p. 45-75.
- Lillard, L. A. (1993). Simultaneous equations for hazards: Marital duration and fertility timing. *Journal of Econometrics*, 56, p. 189-217.
- Lüscher, K. (1997). Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.). *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen: Leske + Budrich, S. 50-67.
- Lüscher, K. (2004). Conceptualizing and uncovering intergenerational ambivalence. In: Lüscher, K./Pillemer, K. (Hrsg.). *Intergenerational ambivalences: New perspectives on parent-child relations in later life*. Amsterdam: Elsevier, p. 23-62.
- Mayer, B./Albert, I./Trommsdorff, G./Schwarz, B. (2005). Value of children in Germany. Dimensions, comparison of generations, and relevance for parenting. In: Trommsdorff, G./Nauck, B. (Eds.). *The value of children in cross-cultural perspective*. Lengerich: Pabst, p. 43-65.
- Mayer, K. U./Allmendinger, J./Huinink, J. (Hrsg.) (1991). *Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie*. Frankfurt/M.: Campus.
- Napp-Peters, A. (1995). *Familien nach der Scheidung*. München: Kunstmann.
- Nauck, B./Schönpflug, U. (1997). *Familie in verschiedenen Kulturen*. Stuttgart: Enke.
- Nauck, B. (2001). Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 53, S. 407-435.
- Nauck, B. (2002). Dreißig Jahre Migrantenfamilien in der Bundesrepublik. Familiärer Wandel zwischen Situationsanpassung, Akkulturation, Segregation und Remigration. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 315-339.
- Nave-Herz, R./Krüger, D. (1992). *Ein-Eltern Familien: eine empirische Studie zur Lebenssituation und Lebensplanung alleinerziehender Mütter und Väter*. Bielefeld: Kleine.
- Nave-Herz, R. (1997). Pluralisierung familialer Lebensformen – ein Konstrukt der Wissenschaft? In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.). *Familienleitbilder und Familienrealitäten*. Opladen: Leske + Budrich, S. 50-67.
- Nave-Herz, R. (1998). Die These über den „Zerfall der Familie“. In: Friedrichs, J./Lepsius, M. R./Mayer, K. U. (Hrsg.) (1998). *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Nave-Herz, R. (Hrsg.) (2002a). *Family change and intergenerational relations in different cultures*. Würzburg: Ergon.
- Nave-Herz, R. (2002b). Wandel und Kontinuität in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in Deutschland. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 45-70.
- Nave-Herz, R. (2004). *Ehe- und Familiensoziologie*. München: Juventa.

- Niemeyer, F./Voit, H. (1995). Lebensformen der Bevölkerung 1993. *Wirtschaft und Statistik*, 1995, S. 437-445.
- Nietfeld, M./Becker, R. (1999). Harte Zeiten für Familien. Theoretische Überlegungen und empirische Analysen zu Auswirkungen von Arbeitslosigkeit und sozio-ökonomischer Deprivation auf die Qualität familialer Beziehungen Dresdner Familien. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 19, S. 369-387.
- Onnen-Isemann, C. (1999). *Wenn der Familienbildungsprozeß stockt... Eine empirische Studie über Streß und Coping-Strategien reproduktionsmedizinisch behandelter Partner*. Habilitationsschrift, Universität Magdeburg.
- Peracchi, F. (2002). The European Community Household Panel: A review. *Empirical Economics*, 27, p. 63-90.
- Peuckert, R. (2005). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS.
- Pfau-Effinger, B. (2000). *Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Pinl, C. (2004). Wo bleibt die Zeit? Die Zeitbudgeterhebung 2001/02 des Statistischen Bundesamts. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B31-32, S. 19-25.
- Richter, R. (2000). Familiensoziologie: Forschungsthemen, Forschungsaufgaben. *Soziologische Revue, Sonderheft 5*, S. 61-70.
- Roloff, J./Dorbritz, J. (Hrsg.) (1999). *Familienbildung in Deutschland Anfang der 90er Jahre – Demographische Trends, individuelle Einstellungen und sozio-ökonomische Bedingungen. Ergebnisse des deutschen Family and Fertility Surveys*. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 30. Opladen: Leske + Budrich.
- Rost, H. (2006). Trend-Soziologismen. *Soziologie*, 35, S. 143-160.
- Ruckdeschel, K. (2004). Determinanten des Kinderwunsches in Deutschland. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 29, S. 363-386.
- Schmidt, U. (2002). *Deutsche Familiensoziologie. Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schmidt, U. (2006). Wissenschaftshistorische Ortsbestimmungen – die deutsche Familiensoziologie der Nachkriegszeit. In: Klein, M. (Hrsg.). *Themen und Konzepte in der Familiensoziologie der Nachkriegszeit*. Würzburg: Ergon, S. 13-47.
- Schneewind, K. A./Vaskovics, L. A./Backmund, V./Buba, H.-P./Schneider, N. F./Sierwald, W./Vierzigmann, G. (1992). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch (Verbundstudie)*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren (Vol. 9). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A. (1996). *Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch: Ergebnisse der soziologisch-psychologischen Verbundstudie West und der soziologischen Untersuchung Ost im Überblick*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneider, N. F./Krüger, D./Lasch, V./Limmer, R./Matthias-Bleck, H. (2001). *Alleinerziehen heute. Vielfalt und Dynamik einer Lebensform*. Weinheim: Juventa.
- Schneider, N. F./Rosenkranz, D./Limmer, R. (1998). *Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schröder, J. (2005). *Der Zusammenhang zwischen Erwerbstätigkeit und Fertilität: Ein Überblick über den Forschungsstand..* Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Working Papers Nr. 89.
- Schüle, J. A. (2002). *Die Geburt der Eltern*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schütze, Y. (1992). Geburtenrückgang und Kinderwunsch. In: Voland, E. (Hrsg.). *Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Versuch eines Dialogs zwischen Biologen und Sozialwissenschaftlern*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 170-188.

- Schütze, Y. (2002). Die Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland*. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 71-97.
- Schulze, H.-J. (Hrsg.) (2000). *Stability and complexity. Perspectives for family policy. Perspectives for a child-oriented family policy*. Amsterdam, Oxford, Boston: VU University Press.
- Schuster, B. H./Kuhn, H.-P./Uhlendorff, H. (2005). *Entwicklung in sozialen Beziehungen. Heranwachsende mit Familie, Freunden und Gesellschaft*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Spielauer, M. (2004). *The contextual database of the Generations and Gender Program: Overview, conceptual framework and the link to the generations and gender survey*. Rostock: MPIDR Working Paper 2004-.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2004). *Datenreport*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Stöbel-Richer, Y. (2000). *Kinderwunsch als Intention: zur Relevanz persönlicher und gesellschaftlicher Kinderwunschnotive als Prädiktoren des aktuellen Kinderwunsches*. Berlin: Colloquium Psychoanalyse.
- Strohmeier, K. P. (1993). Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte B17/93*, S. 11-29.
- Stutzer, E. (2002). Ökonomische Lage der Familie. In: Schneider, N. F./Matthias-Bleck, H. (Hrsg.). *Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben*. Opladen: Leske + Budrich, S. 235-250.
- Surkyn, J./Lesthaeghe, R. (2004). Value orientations and the Second Demographic Transition (SDT) in Northern, Western and Southern Europe: An update. *Demographic Research, Special Collection 3*, Article 3.
- Szydlík, M. (1999). Erben in der Bundesrepublik Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 51, S. 80-104.
- Szydlík, M. (2000). *Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern*. Opladen: Leske + Budrich.
- Tölke, A./Hank, K. (Hrsg.) (2005). *Männer – Das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden: VS (Sonderheft 4 der Zeitschrift für Familienforschung).
- Trommsdorff, G./Nauck, B. (2005). *The value of children in cross-cultural perspective*. Lengerich: Pabst.
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, K./Schultheiß, F./Wehrspau, M. (Hrsg.) *Die postmoderne Familie*. Konstanz: UVK, S. 145-156.
- Van de Kaa, D. J. (1987). Europe's second demographic transition. *Population Bulletin 42 (1)*. Washington.
- Wallerstein, J. S./Lewis, J. M./Blakeslee, S. (2002). *Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre*. München: Juventa.
- Wagner, M. (1997). *Scheidung in Ost- und Westdeutschland. Zum Verhältnis von Ehestabilität und Sozialstruktur seit den 30er Jahren*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Wagner, M./Franzmann, G. (2000). Die Pluralisierung der Lebensformen. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 25, S. 151-173.
- Wagner, M./Weiß, M. (2005). Konflikte in Partnerschaften. Erste Befunde der Kölner Befragung. *Zeitschrift für Familienforschung*, 17, S. 217-250.
- Walper, S. (2001). Ökonomische Knappheit im Erleben ost- und westdeutscher Kinder und Jugendlicher. In: Klocke, A./Hurrelmann, K. (Hrsg.). *Kinder und Jugendliche in Armut*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 169-187.
- Walper, S./Schwarz, B. (2002). *Was wird aus den Kindern*. München: Juventa.
- Weber, A. M. (2004). *Wann kehren junge Mütter auf den Arbeitsmarkt zurück? Eine Verweildaueranalyse für Deutschland*. ZEW Discussion Paper No. 04-08. Mannheim: ZEW.

- Weidacher, A. (2004). Verhalten von Familien in prekären wirtschaftlichen Lagen. In: Bien, W./Weidacher, A. (Hrsg.). *Leben neben der Wohlfahrts-gesellschaft*. Wiesbaden: Sozialwissenschaftlicher Verlag VS, S. 191-226.
- Wimbauer, C. (2003). *Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2002a). *Gerechtigkeit für Familien. Zur Begründung und Weiterentwicklung des Familienlasten- und Familienleistungsausgleichs*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2002b). *Die bildungspolitische Bedeutung der Familie- Folgerungen aus der PISA-Studie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2005). *Familiale Erziehungskompetenzen. Beziehungsklima und Erziehungsleistungen in der Familie als Problem und Aufgabe*. München: Juventa.

Eingereicht am: 18.04.2006

Akzeptiert am: 06.07.2006

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Johannes Huinink
Institut für empirische und angewandte Soziologie (EMPAS)
Universität Bremen
FVG Celsiusstraße
D-28359 Bremen

Email: huinink@empas.uni-bremen.de